

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Dezember 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N<sup>o</sup> 9.

## Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

(Schluß.)

### XII.

Der Graf reiste am folgenden Morgen mit dem Frühzuge nach der Residenz. Er hatte in der Nacht eine Depesche erhalten, in welcher er aufgefordert wurde, persönlich mit dem betreffenden Departementschef der Domainenverwaltung zu verhandeln. Die Mißverständnisse, die in Bezug auf Hallermünde entstanden waren, würden sich, so hieß es, dann rasch beseitigen lassen.

Dieser Anlaß, sein Haus für einige Zeit zu verlassen, war dem Grafen in hohem Grade willkommen. Er hoffte dort in Ruhe über seine Lage nachdenken und seinen Entschluß fassen zu können, und er vergaß, daß er ja die Unruhe mit sich nahm.

Als er nach vierzehntägiger Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, war er indessen zu einem Entschluß gelangt. Dieser ging dahin — nichts zu thun. Er wollte Alice noch mehr meiden als bisher und sich so allmählich auf die Trennung von ihr vorbereiten. Es war doch im Grunde bisher nichts geschehen, was einen so radikalen Bruch mit der Vergangenheit, wie er ihn anfangs beabsichtigt hatte, hätte rechtfertigen können. Pflicht und Ehre geboten ihm, wie er meinte, gleich sehr an der Seite seiner Frau auszuharren und seine Leidenschaft niederzuhalten. Das mußte ihm überdies künftig leichter fallen als bisher. Alice war jetzt gewarnt, sie wußte jetzt, wessen sie sich von ihm zu versehen hatte, sie mußte ihm daher künftig behilflich sein, jedem Zusammensein aus dem Wege zu gehen. Seine Frau war ahnungslos, niemand wußte um das Vorgefallene, noch konnte für die beiden Frauen alles gut enden, und er — nun er küßte eben für die eigene Schuld.

Der Abend, an dem sich der Graf von Campbellshof aus seinem Schlosse näherte, war feucht und kalt. Es hatte den Tag über geregnet, und auch jetzt trieben noch schwarze, dickbüchtige Wolkenmassen schwer vor dem kalten Nordwinde her. Auf dem schwarzen Wasser des Stromes tanzten weiße Wellen-

zaden und schlugen klatschend an den Wänden der auf- und niederschwantenden Fähre empor. Als die Fähre nach langem Kampfe endlich das andere Ufer erreicht hatte, flogen die Rappen dahin wie ein Pfeil, und doch mahnte der Graf den Kutcher immer noch zu größerer Eile. Es war ihm, als ob seinem Hause ein Unglück drohe, das er noch abwenden könne, und doch fürchtete er sich auch wieder vor seinem eigenen Hause.

Er fand die Gräfin mit den Kindern im Speisezimmer, Alice war nicht zugegen. Sie war doch nicht etwa fort? Der Graf küßte die jubelnden Kinder und umarmte seine Frau. Diese war so freundlich und ruhig wie immer, aber es schien ihm doch, als ob eine Veränderung mit ihr vorgegangen sei, eine Veränderung, deren Wesen er freilich nicht hätte angeben können, oder erschien es nur seinem bösen Gewissen so?

„Ich freue mich, Dich hier zu sehen,“ sagte der Graf. „Ich schließe daraus, daß Du Dich wohler fühlst.“ Ina wird doch nicht hier sein, weil Alice fort ist, dachte er. Das Herz stand ihm still bei diesem Gedanken.

Die Gräfin lächelte, wick aber einer Antwort aus und bemerkte: „Es ist häßliches Wetter draußen.“

„Ja, abentheuerliches. Kalt und naß.“

„Was suchst Du?“

„Ich? Nichts, oder doch — ich sehe keinen Portwein auf dem Tisch. Eleonore, sage dem Diener, daß er welchen bringt, ich möchte mich erwärmen. Und Sardinen, hörst Du, nicht Sardellen — Sardinen.“

Der Graf wandte sich wieder seiner Frau zu. „Nun, wie habt Ihr die Wochen verbracht?“

Die Gräfin lächelte wieder. „Ich danke Dir, still und ruhig wie gewöhnlich. Alsbach war hier und fragte, wann Du kämest. Er wollte Dich, wie es schien, in einer dringenden Angelegenheit sprechen. — Friedrich, fragen Sie Ernst, ob er meinen Brief rekommandirt hat. — Dann waren noch die Rositschen hier und die Berghöfchen. Letzterer läßt Dir sagen,



daß seine Diana jetzt Wölven hat und bittet Dich, ihn davon zu benachrichtigen, ob Du einen Hund oder eine Hündin haben willst. Braun gebrannt soll nur eine Hündin da sein."

"Danke. Das ist mir auch ganz recht. Ist sonst nichts passiert?"

"Nein."

"Nun, und Ihr?" wandte sich der Graf an die Kinder.  
"Wir haben die ganze Zeit über auf Dich gewartet," erwiderte Erna rasch.

Der Graf umfaßte die beiden und zog sie stürmisch an sich. Und er hatte einmal daran denken können, sich von ihnen zu trennen! Nein, die ehelichen Bande waren doch unlösbar, unzerreißbar.

"Wir lieben Dich über alles in der Welt, Papa!" hieß es, während sie an ihm hingen und sich an ihn drückten, als ob sie ihm dadurch beweisen könnten, wie sehr sie ihn liebten.

Frau Ina erhob sich rasch und verließ das Zimmer.

Der Diener brachte den Portwein, schenkte ihn ein und suchte dann die Gräfin auf. Der Graf trank das Glas in einem Zuge leer.

"Du bist durstig, Papa."

"Ja, mein Kind. Ihr habt schon gegessen, nicht?"

"Ja wohl, Papa."

"Alle vier?"

"Nein, Fräulein Heinersdorf ist unwohl; sie ist auf ihrem Zimmer geblieben und hat nur Thee getrunken."

"Ist Fräulein Heinersdorf schon lange unwohl?"

"Seit Du fort bist, Papa. Wir reden sie immer damit, daß sie aus Sehnsucht nach Dir krank geworden sei."

"Immer? Das ist gar nicht wahr. Wir haben sie einmal damit geneckt, aber Mama hat es verboten, und wir haben es nachher nicht wieder gethan."

"Bleibt das Fräulein ganz zu Bett?"

"O nein, wir haben auch alle Tage Stunden. Sie hat nur am Abend immer Kopfweh und geht deshalb früh schlafen."

"Ich werde Dir sagen, Papa, was es ist. Ich kenne die ganze Geschichte. An dem Morgen, an dem Du fortgehst, bekam sie einen Brief, und in dem muß etwas sehr Trauriges gestanden haben, denn als sie ihn bekam, weinte sie bitterlich und nachher hat sie oft weinen müssen und am Morgen ist sie ganz verweint. Das ist die ganze Geschichte."

"Ja, Eleonore hat Recht. Und dann sieht sie immer so traurig aus. Ich frage sie, ob ihr Vater gestorben wäre, aber sie sagte nein. Weißt Du, was Du thun könntest?"

"Nun — nun?"

"Du könntest uns sagen, was Du uns mitgebracht hast."

Die Gräfin trat wieder ein und nahm neben ihrem Gemahl Platz.

"Wie geht es Paul?" fragte sie.

Der Graf erzählte nun von dem Schwager, von den wenigen Bekannten, die er aufgesucht hatte, von dem Verlauf seiner Geschäfte. Der letztere war ein überaus glücklicher gewesen. "Durch das neue Arrangement," schloß er, "sind wir so günstig gestellt, daß wir, auch wenn wir nur Hallermünde hätten, für die nächsten 24 Jahre ein sehr reichliches Auskommen haben würden."

"Das freut mich aus tiefster Seele," bemerkte Frau Ina.

Der Graf blickte erstaunt auf. Was wollte seine Frau damit sagen? Er sah sie fragend an, aber aus ihrem Gesicht sprach nichts als die gewöhnliche gleichmäßige Freundlichkeit. Die Bemerkung Frau Inas beunruhigte ihn, er wußte selbst nicht warum, aber er scheute sich, sie nach der Ursache derselben zu fragen, ohne doch zu wissen weshalb.

Der folgende Vormittag verging dem Grafen wie jeder Vormittag nach einer längeren Reise unter einer Fülle von Arbeit. Ein Schwarm von Menschen drängte sich von Sonnenaufgang bis kurz vor der Mittagsstunde in seinem Vorzimmer, brachte Berichte und Mittheilungen, verlangte Auskünfte, bot ihm allerlei an und richtete Bitten an ihn. Da kamen die Inspektoren der Güter, der Schreiber, der Förster und dieser und jener Buschwächter; da kamen der Chemiker, der Bierbrauer, der Müller und der Brauntweimbrenner; da kamen

russische Getreidehändler, jüdische Kofskämme, deutsche Handwerker, lettische Bauern, Ziegelreicher aus dem Fürstenthum Lippe-Deimold. Der Bierbrauer klagte, daß die fünf Wagenladungen Gerste, die Schmier & Bergmann zum 15. zu liefern hatten, noch immer nicht eingetroffen seien; der Schulmeister klagte, daß es in seine Vorrathskammer einregne; eine alte Arme klagte, daß der Wirth, bei dem sie einquartirt war, ihr nicht erlauben wolle, auch nur eine einzige Henne zu halten. Der Förster führte Klage über den Verwalter der Glashütte und dieser erhob Beschwerden wider den Förster. Ein Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen erschien auf der Bildfläche und ein anderer, der Handschellen trug. Sie hatten sich Verbrechen zu Schulden kommen lassen, waren eingekerkert worden und wurden nun an das Kreisgericht abgefertigt.

Jetzt ertönten nur ein paar Worte, dann entspann sich eine längere Unterhaltung; dann endlich entlud sich ein Donnerwetter.

Der Graf und die Gräfin befanden sich bereits in dem kleinen Zimmer, in dem die Familie sich unmittelbar vor Tisch zu versammeln pflegte, als Alice eintrat. Als der Graf auf sie zuging und ihr die Hand reichte, erröthete sie bis an die Haarwurzeln. Der Graf fühlte, wie die Blicke seiner Frau auf ihnen weilten, und das Blut stieg auch ihm heiß zu Kopf. Er blickte zornig zu ihr hinüber. Sie lehnte an der Fensterrüstung, hatte den Kopf weit zurückgelehnt, daß die reichen blonden Haarflechten zu beiden Seiten hervorquollen, und sah ihn mit funkelnden Augen an, obgleich ein Lächeln um ihre Lippen spielte. Der Graf schritt, indem er sie unverwandt anblickte, langsam auf sie zu. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte, aber es trieb ihn vorwärts. Als er dicht vor ihr stand, fragte sie, ohne ihre Stellung zu verändern oder eine Miene zu verziehen: "Nun?"

So fragt eine Mutter einen trotzigem Jungen, der zornig auf sie zutritt: "Nun?"

Der Graf wandte sich um und verließ das Zimmer.

Jetzt trat auch Alice auf die Gräfin zu, um sie zu begrüßen. Die Gräfin fühlte in diesem Augenblick den lebhaften Antriebe, ihr aus voller Kraft ins Gesicht zu schlagen. Sie hatte nie vorher eine ähnliche Anwandlung gehabt, und sie hatte sie nachher nie wieder, aber in diesem Augenblick kostete es ihr die größte Anstrengung, der wilden Regung Herr zu werden und ihre Hand für einen Augenblick in Alicens Hand zu legen.

Bei Tisch ging es still her, es sprachen fast nur die Kinder. Alice blickte in ihren Teller und kämpfte offenbar die ganze Zeit über mit ihren Thränen; der Graf ärgerte sich über sie, weil sie sich und ihn in so unnützer Weise kompromittirte, und sah doch wieder voll Mitleid auf ihr tieftrauriges Gesicht; die Gräfin schämte sich des Triebes, den sie vorhin empfunden hatte. Dieser Kampf demoralisirt mich, dachte sie; Gottlob, daß er nun bald ein Ende nehmen wird.

Als die Gräfin die Tafel aufgehoben hatte, eilte Alice auf ihr Zimmer, der Graf ritt aus, und Frau Ina blieb allein. Sie begab sich in ihr Boudoir, entnahm ihrem Schreibtisch einen Brief und las ihn — ach — zum wievielten Male! Der mit verstellter Damenhandschrift geschriebene Brief, der ihr vor drei Tagen aus der Kreisstadt zugegangen war, hatte folgenden Wortlaut:

"Gnädige Frau!

Man hintergeht Sie in Ihrem eigenen Hause in empörender Weise. Achten Sie auf die Spazierritte und achten Sie sich selbst. Eine Freundin."

Ina hatte nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Mittheilung gezweifelt. Alicens verändertes Wesen war ja der beste Kommentar dazu. So sangen denn schon die Späßen auf den Dächern von dem, was ihr angethan war. Es gab für sie kein Bögern mehr, sie mußte eben "sich selbst achten". Sie wollte fort, fort ohne Abschied, den sie nicht ertragen konnte. In dem herzerreißenden Zimmer über ihr zerträumertes Glück, über ihre betrogene Liebe hielt sie nur der eine Gedanke aufrecht: seiner würdig zu bleiben, auch wenn er selbst seiner unwürdig wurde.



Ina trat an's Fenster, öffnete es und lauschte. Dann blickte sie auf die Uhr, erst auf ihre, dann auf die auf dem Kaminsims. Beide zeigten übereinstimmend die sechste Stunde an. „Er könnte schon da sein,“ sagte sie und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann trat sie abermals an das Fenster und lauschte wieder.

Der kalte Wind, der zum Fenster hereinfuhr, hatte die Wolken vertrieben, der Himmel war klar und blau und versprach auch am folgenden Tage so zu bleiben. Am Rande des Gartens lockten die Rebhühner, der grüne Rasen kontrastirte so hübsch mit dem zum Theil schon gelb gefärbten Laube und den Akerbeeten, die Natur empfand nach dem heißen Sommer den Frühherbst, wie wir Menschen nach einem heißen Tage die Abendkühle.

Aus der Ferne ertönte Wagengerassel. „Das sind zwei Wagen,“ dachte Ina, „es wird doch nicht Besuch kommen?“

Es waren zwei Wagen. Zu dem einen saßen der Doktor, Herr von Ahlbach und der Hauptmann Bärwald, in dem andern der Wallernische Bärwald und die Barone Schotthof, Stodtkirch und Grünhof.

Frau Ina schwannte einen Augenblick, ob sie die Herren überhaupt empfangen sollte, entschied sich aber schließlich doch dafür. Sie werden eine Partie machen, und wir werden dann noch ungeförter sein als sonst, dachte sie. Sie gab Auftrag, daß der Reitknecht den Grafen aufsuchen möge, und empfing die Herren.

Der Graf trat bald darauf ein. Man begrüßte sich und sprach von der Ernte, von den Feldhühnern und den Hühnerhunden. Dann setzte man sich zur Partie Preference. Die beiden Bärwald und Grünhof spielten an einem, die Herren von Schotthof, Ahlbach, Stodtkirch und der Doktor am andern Tisch. Da die letzteren zu vierten waren, so trat abwechselnd einer von ihnen aus. Der Graf, der nicht spielte, aber, wie man wußte, gern zusah, setzte sich bald zu dem einen, bald zu dem andern.

Nach einer Weile wurde der Doktor frei. „Herr Graf,“ sagte er, „ich begeben mich auf einen Augenblick zu Ihrer Frau Gemahlin. Sollte ich, wenn ich wieder eintreten muß, noch nicht zurück sein, so spielen Sie wohl für mich.“

„Bitte, sehr gern, lieber Doktor.“

Der Doktor erhob sich, zog sich die Weste herunter — eine weiße Weste mit Knöpfen aus weißem Vorn — und ging langsam durch die Zimmerreihe in das Boudoir der Gräfin. Der eine Flügel der Thüre war schon geschlossen, der Doktor zog auch den andern hinter sich zu. Die Gräfin winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen. Er that es und blickte sie dann gespannt an.

Frau Ina erröthete für einen Augenblick, wurde aber dann sehr bleich. „Herr Doktor,“ sagte sie, indem sie zum Fenster hinausblühte und schwer athmete, „ich weiß, daß Sie ein treuer Freund unseres Hauses sind.“

„Natürlich, Inachen, natürlich. Wie sollten Sie das nicht wissen.“

Es trat eine Pause ein. Endlich wandte Ina sich wieder dem Doktor zu. Ihre Zähne schimmereten weiß auf ihrer Unterlippe. „Herr Doktor,“ sagte sie, „ich habe außer Ihnen keinen Freund — keinen — denn meine Eltern und mein Bruder sind in der Fremde. Darum wende ich mich an Sie mit einer Bitte. Die Erfüllung dieser Bitte wird Ihnen Unannehmlichkeiten machen, aber ich kann nicht anders.“

Der Doktor beugte sich vor, wie ein Mann, der nach Barschen angelt und nun plötzlich aus der Schwärze des Wassers die schwankenden Umrisse eines riesigen Hechtes hervordämmern sieht. „Was meinen Sie, Inachen?“ fragte er beklommen.

„Sie sollen mir für mich, meine Kinder und Amalie einen Paß ins Ausland besorgen. Ich will zu meinen Eltern, die jetzt in Vevey sind. Mein Mann darf aber nichts davon erfahren.“

Der Doktor fuhr zurück, als ob ganz unerwartet ein Volk Feldhühner vor ihm aufgegangen wäre. „Um Gottes willen, was ist denn aber geschehen?“ rief er.

„St!“ wehrte Ina. „Verlangen Sie, daß ich Ihnen das sage? Können Sie mir das nicht eriparen?“

„Nein, Ina, das verlange ich durchaus. Das kann ich Ihnen durchaus nicht ersparen. Es muß sich ja zwischen Ihnen um ein tolles Mißverständnis handeln, und um eines solchen willen geht Ihresgleichen doch nicht gleich fort. Sie wollen Ihren Mann verlassen? Sie — Ina Polberkamp — da kann man ja verrückt darüber werden, rein verrückt.“

„Doktor,“ bat Ina, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, „quälen Sie mich nicht. Warum verlangen Sie, daß ich Ihnen die Beleidigung, die mir angethan ist, selbst mittheile?“

Der Doktor wollte aufspringen, aber Ina hielt ihn zurück. „Das ist ja eitel Thorheit!“ rief er laut, mäsigte aber dann auf Inas Mahnung seine Stimme und flüsterte: „Nehmen Sie mir das übel oder nicht, Inachen, aber das ist ja reine Tollheit! Na ja, reiner Unsinn. Wer hat Sie beleidigt, doch nicht etwa Ihr Mann? „Unser Graf“ seine eigene Frau beleidigen! Na ja, Inachen. Sie sehen selbst, der Gedanke ist doch einfach albern. Sie sind krank, Inachen, na ja, Sie sind krank. Geben Sie mir Ihren Puls.“

Ina erhob sich rasch, trat an den Schreibtisch und reichte dem Doktor mit abgewandtem Gesicht den Brief der anonymen Freundin.

Der Doktor überflog ihn, einmal, noch einmal. Ich verstehe nicht, was das heißen soll,“ sagte er.

Ina hatte die zusammengeballte Hand auf den Tisch gelegt und ihren Kopf darauf gelehnt, so daß der Doktor nur ihren Scheitel und ihr goldblondes Haar sah. „Es geht auf meinen Mann und die Heinersdorf,“ sagte sie dumpf.

Der Doktor sprang auf. „Das ist eine nichtswürdige Verleumdung,“ rief er, „eine schändliche Lüge, die das Hirn irgend eines Schurken, den Ihres Mannes Ehrenhaftigkeit beleidigt, ausgebreitet hat. Wahrhaftig, Ina, wenn jemand mir gesagt hätte, daß meine Ina Polberkamp je einem so wüsten Gerede ihr Ohr leihen würde, er hätte blaue Bohnen schlucken müssen. Ich bin ein alter Kerl, aber bei Gott, ich hätte sie ihm durch die Gurgel gejagt! Schämen Sie sich, Ina, schämen Sie sich!“

Ina richtete ihr Haupt empor, und der Doktor erschraf über ihre verstärkten Züge. „Doktor,“ sagte sie heiser, „was in dem Briefe steht, ist wahr.“

Der Doktor fügte sich mit beiden Händen auf den Tisch. „Und ich wiederhole, daß es nicht wahr ist, daß es eine verdammte Lüge ist. Wenn Sie Ihren Mann nicht kennen, so kenne ich ihn wenigstens, wenn Sie sich nicht scheuen, eine wider den tabellosesten Ehrenmann des Landes ausgesprochene Verleumdung nachzusprechen, so thue ich es wenigstens; wenn Sie, von kindischer Eifersucht getrieben, das Bild unseres Grafen beslecken, so halte ich es wenigstens rein. Ich bin als Ihr Freund hier, und ich würde meine Pflicht schlecht erfüllen, wenn ich diesen Ausgeburten überreizter Nerven nicht mit aller Energie gegenüberträte. Sie sprechen von Ihrem Manne, der Sie zehn Jahre lang auf den Händen getragen hat; Sie sprechen von dem Vater Ihrer Kinder, der Ihnen immer treu zur Seite stand. Sie wissen sehr wohl, Ina, daß ich Sie viel, viel mehr liebe als ihn, aber Ina, so unsinnigen Vorwürfen gegenüber muß ich auf seine Seite treten. Diese kleine Heinersdorf ist ein Kindchen, ein hübsches liebreizendes Kindchen, und sie lebt in sehr unglücklichen Verhältnissen. Der Graf ist ein Kinderfreund, und er ist mitleidig wie ein gutmüthiges junges Mädchen. Er wird gütig gegen sie gewesen sein, vielleicht ein wenig gütiger, als er es ohnehin gegen Jedermann ist, und darüber lassen Sie ein so nichtsnutziges Gefühl, wie die Eifersucht, in sich aufkommen.“

Ina erhob sich. „Herr Doktor,“ sagte sie, „ich habe Sie um eine Gefälligkeit gebeten. Daraus läßt sich denn doch noch nicht das Recht ableiten, mich in meinem — mich zu beleidigen.“

Der Doktor trat auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Liebste Ina,“ sagte er, „haben Sie denn wirklich irgend eine ernste Veranlassung zur Eifersucht? Kommen Sie, sehen Sie sich nieder, erzählen Sie. Stügen Sie wieder einmal Ihren Kopf an meinen Arm — wissen Sie, wie damals, wenn Sie



sich als Kind in unserem Garten müde gelaufen hatten — und erzählen Sie.“

„Doktor,“ erwiderte Ina, „von solchen Dingen kann man nicht erzählen, denn da ist nichts zu erzählen. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen habe, daß zwischen meinem Manne und ihr ein Liebesverhältnis besteht. Können Sie unter solchen Umständen verlangen, daß ich noch länger in seinem Hause bleibe?“

Der Doktor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Nein, Inachen, nein, das verlange ich bei Gott nicht; aber was ich verlange, ist, daß Sie sich nicht wie ein Dieb aus dem Hause stehlen, sondern offen mit ihm sprechen. Das hat er für zehn Jahre glücklicher Ehe verdient, das sind Sie dem Vater Ihrer Kinder schuldig. Daß Georg Volberlamp in einer schwachen Stunde zu Fall kam, mag möglich sein, wenn ich es auch nimmermehr glaube, daß er aber nicht im Stande ist, sein Weib dauernd zu hintergehen, es, wenn es ihn zur Rede stellt, zu belügen, dafür will ich meine eigene Ehre einsetzen. Nein, Ina, man kann uns vieles vorwerfen, sehr vieles und so lange wir jung sind und ledig, treiben wir es in der Regel wußt genug, aber soweit man überhaupt von uns weiß: für offen und gerade heraus sind wir überall bekannt. Es gibt natürlich auch unter uns im Dunkeln schleichende Kerle, aber die sind aus der Art geschlagene Söhne dieses Landes, und Georg Volberlamp ist ein echter Sohn des Gottesländchens. Na ja, bei uns geht auch die Sünde nicht einher. Na ja, glauben Sie mir, Inachen, wenn der einmal eine Freundin hätte — er fahre mit ihr um die Mittagstunde im offenen Wagen, vier Pferde lang, durch die Kalkstraße in Riga, und er würde — wenn erst sein Gewissen schwiege — den Teufel darnach fragen, was die Leute dazu sagen. Nein, Inachen, bei uns ist es am besten: heraus mit der Klinge und dem Wort. Sie sind Ihrer Mutter Kind, Sie müssen das von ihr her verstehen. Fassen Sie Ihren Mann an die Brust — so und drücken Sie ihn an die Wand — so und nun gefragt: „Was ist's damit? Heraus mit der Wahrheit!“ Bei Gott, Ina, er lügt nicht. Ist er schuldig — was ich nimmermehr glaube — so fällt er vor Ihnen in die Knie und sagt: „verzeih!“ oder er wendet sich ab, nimmt das Mädchen und geht mit ihr fort dreimal neun Meilen weit, und dann sind Sie frei. Unter Eheleuten soll Wahrheit herrschen, Inachen. Wird es einmal um sie dunkel, so soll jedes rufen: „Wo bist Du?“ und nicht nachlassen, bis es das andere an der Hand hat.“

Es wurde ein paarmal rasch an die Thüre geklopft und der Graf trat ein. „Störe ich?“ fragte er.

„Nein, Herr Graf, bitte, wir sind fertig,“ erwiderte der Doktor, sich erhebend. Ina war schon vorher aufgesprungen und hatte sich an das Fenster gestellt.

„Dann kommen Sie, Doktor, und vertreten Sie nun wieder Ahlbach. Ich will für einen Augenblick mit ihm bei Seite gehen, es handelt sich um Geschäftliches.“

Der Graf nahm den Arm des Doktors, und beide schritten rasch dem Spielzimmer zu. Herr von Ahlbach kam ihnen bereits entgegen. Er ergriff nun seinerseits den Arm des Grafen, und beide begaben sich auf die Veranda. Draußen war es schon dunkel und kalt, aber die Sterne funkelten in wunderbarem Glanze.

„Georg,“ begann Ahlbach, nachdem sie Platz genommen hatten, „ich bin zu Dir gekommen wie ein Freund zum andern. Ich weiß, daß Du meine Worte nicht mißdeuten wirst. Ich möchte Dich bitten, in Deinem Verkehr mit Fräulein Heinersdorf ein wenig vorsichtiger zu sein.“

Ahlbach hielt einen Augenblick inne. Er hätte gern auf des Freundes Gesicht gesehen, wie derselbe diese Bemerkung aufnahm; aber es war so dunkel, daß das unmöglich war, und der Graf rührte sich nicht.

„Ich weiß ja sehr wohl,“ fuhr Ahlbach fort, „daß Du nichts gethan hast, was auch nur als eigentliche Unvorsichtigkeit bezeichnet werden darf, aber Du konntest unwillkürlich Deine großmüthigen Begriffe nicht los werden und vergißt, daß wir an unsere Frauen und Mädchen kleinbürgerlichere Anforderungen

stellen als Ihr. Du hast dadurch, daß Du mit dem jungen Mädchen Tag für Tag allein den Wald durchstreifst, gewiß sehr unerwartetes Vergnügen gegeben.“

„Wer sagt das?“

„Aber, lieber Georg, fahre nicht auf! Mit zornigem Dreinfahren kann man sich ein ungreifbares Verbrechen nicht bekämpfen. Mir gegenüber kommt natürlich niemand mit der Sprache heraus, aber ich weiß, daß man sich vielfach darüber skandalisirt hat. Es glaubt ja auch kein Mensch etwas Schlimmes, aber man findet Dein Verfahren nicht ganz so korrekt, wie man es von Dir gewohnt ist. Die Kosten davon trägt natürlich das junge Mädchen, und da diese als eine Heinersdorf sich doppelt hüten muß, Aufsehen zu erregen, so hielt ich es für angemessen, Dich von dem Geklatsch zu unterrichten.“

„Du thatest ganz recht, ganz recht.“

„Nicht wahr? Man kann in solchen Dingen bei uns nicht vorsichtig genug sein. So nachsichtig man auch gegen junge Männer ist, so streng werden junge Mädchen beurtheilt, wenn sie sich auch nur ein wenig über die Sitte hinwegsetzen. Und diese junge Dame hat ja nichts als ihren guten Ruf.“

„Nein, nichts als ihren guten Ruf.“

„Also — Du bist mir nicht böse?“

„Nein, ich bin Dir nicht böse.“

Ahlbach ging zu einem anderen Gesprächsthema über. „Du warst in der Residenz,“ sagte er, „hast Du Deine Absicht erreicht?“

Während die beiden mit einander sprachen, hatte Alice das an das Spielzimmer stoßende Gemach betreten. Sie hatte dort eine Arbeit vergessen und war heruntergeockt, um sie zu holen. Sie wollte eben wieder fortkommen, als sie einen der Herren fragen hörte: „Aber warum nannte man die alte Heinersdorf den Kukud? Sieben Pique!“

Alice blieb wie angewurzelt stehen.

„Hab' ich selbst,“ antwortete eine andere Stimme. „Das kann ich Dir sagen. Als er noch Friedensrichter war, ließ er sich in der Weise bestechen, daß die Bauern seiner Frau — sieben Grandissim? — warte einmal — sieben Grandissim? — hab ich selbst — allerlei Geschenke brachten. Verjah sich dann einmal einer und kam damit zu ihm, so rief er: „Geh zum Kukud!“ womit er seine Frau meinte.“

Die Herren lachten. „Er wurde schließlich abgewählt?“ fragte Herr von Grünhof.

„Ja wohl. Donnerwetter — jetzt heißt es aber: Friß, Vogel oder stirb! Sie haben bis Coeur gekauft, Grünhof? Na los mit der Laura, was kann da sein — Petite Misère ouverte. Es war ein Mißgriff, daß er überhaupt gewählt wurde, denn er war, wie die alten Herren versichern, schon in der Schule ein Schubiak und trieb einen unsaubern Handel mit Weichselrohren und Pfeifenköpfen.“

„Der Vater soll schon nicht weit her gewesen sein.“

„Da hast Du ganz recht, und der Großvater auch nicht. Donnerwetter, wer konnte das annehmen, Ah quatrième mit Sieben und Neun. Daß Euch das Mäusein beiße. — Die Heinersdorfs haben nie etwas getaugt. Weder die Männer noch die Weiber. Begreife einer, wie dieses niedliche Mädchen hat als des Kukuds und des Dorndrehers Tochter geboren werden können. Bruderherz, schämst Du Dich nicht, Deinen leidlichen Bruder so herein fallen zu lassen?“

„Warum heißt er eigentlich der Dorndreher?“

„Sehen Sie, es gibt einen Piepmatz dieses Namens — bitte, reiche mir die Kreide — der die Gewohnheit hat, sich, ehe er frühstückt, eine ganze Anzahl Insekten zu fangen und an einer Stelle auf Dornen aufzuspicken. Nun fängt sich der Alte bekanntlich auch seine Insekten zu Johannis ein, sammelt sie an und speist dann ein Jahr lang von ihnen. Da er nun um der Frau willen doch einen Vogelnamen haben mußte, so hat man ihn den Dorndreher genannt.“

„Aber er muß doch eine kleine Rente haben. Die Tochter sprach einmal von derselben.“

„Diese Rente besteht in den Zinsen von den durch ihn durchgebrachten Kapitalien, die er nicht bezahlt. Er hat nichts Kleines, als eine kleine Jüdin, die er mit Schokolade füttert,



während seine Tochter am Abend mit Brot und Wurst vorlieb nahm. Ich passe. — Diese ganze Familie ist eine wahre Schande für uns und man freut sich ordentlich, daß einmal ein anständiges Mädchen aus ihr hervorgegangen ist. Na, wir sind im großen und ganzen Gottlob angesehen genug, um auch die Heinersdorfs und Roggenfelds mitlaufen lassen zu können. Nach außen wahrst ja übrigens der Dorndreher den Anstand. Sagen Sie, Grünhof, wann kommt denn der neue Acciseverwalter?"

In der Enfilade erklang der Schritt des Grafen. Alice floh aus dem Zimmer wie ein gehektes Reh.

Als die Gäste nach Mitternacht aufbrachen, begleitete der Graf sie bis an die Wagen und lehnte sich, als sie fortzufahren, schwer auf die Brüstung der Kutsche. Der Wind hatte sich

gelegt, aber es war eine kalte Nacht, und die Sterne bligten so frostig wie Diamanten. Der Graf lauschte dem Rollen der Wagen, bis es in der Ferne verlang. Als er nichts mehr hörte als das Schweigen der Nacht, richtete er sich auf und wandte sich der Hausthüre zu. So blieb er eine Weile stehen. Dann eilte er auf den Spizzen der Füße die Treppe hinauf und hielt erst an Alicens Thüre still.

Er war sehr leise gegangen, aber er war doch gehört und sein Schritt erkannt worden. Die Thüre ging auf, und Alice lag an seiner Brust. „Nimm mich, Du Einziger schütze mich, rette mich, thue mit mir, was Du willst.“

Der Graf hörte unten die mit dem Abräumen der Spieltische fertig gewordenen Diener. „Morgen — nach Tisch — auf dem Burgberge,“ flüster- te er, riß sich los und eilte hinab.

Am Morgen lag dichter Nebel über der Landschaft, so daß man kaum ein halbes Duzend Pferdelaugen weit sehen konnte. Als der Graf zu Pferde stieg, blickte die Gräfin, die die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, zu ihm nieder. „Ja, der alte Freund hat recht,“ sagte sie halblaut, „es war unrecht von mir, ihn zu verurtheilen, ehe ich ihn gehört habe. Sobald er zurückkehrt, will ich mit ihm sprechen.“

Der Graf verbrachte den Tag in Hallermünde. Um die zehnte Stunde sanken die Nebel, und ein herrlicher windstillter Herbsttag breitete sich über den Strom, die Felder und die Waldungen aus. Als der Graf sich an der südlichsten Grenzmark der Felder befand, hörte er aus weiter Ferne Hundgebell, Hörnerklang und hin und wieder einen Schuß. Dort sauste irgend eine fliegende Jagd in ausgelassener Waidmanns- freude durch Busch und Brache; von Stoppel zu Stoppel zogen

sich Spinnweben, die in allen Farben des Regenbogens glänz- ten; aus dem erntereifen Haferfelde schlüpfte ein Gase und äugte, die Vögel hin- und herbewegend, nach der Gabelweide hinauf, die im blauen Aether ihre Kreise zog. Georg stieg vom Pferde, warf sich die Jügel über den Arm und ging langsam weiter. Wie ist die Welt so frisch und erquickend und schön, dachte er, für den, der schuldlos durch sie dahinschreitet!

Als der Graf unmittelbar vor Tisch zu Hause eintraf, fand er den alten Boniteur vor, der wieder auf ein paar Tage gekommen war. Der Alte erzählte während der Mahlzeit mancherlei, so daß der Graf nur seine Unruhe zu bezähmen hatte. Alice war nicht erschienen, sie hatte sagen lassen, sie habe Kopfweh.

„Ich werde Sie noch ein wenig allein lassen,“ sagte der

Graf, als sie den Kaffee eingenom- men hatten. „Ich habe mir den För- ster mit einem eben dressirten Hunde an den Waldbrand be- stellt und will sehen, ob ich ein paar Hüh- ner schießen kann.“

Gleich darauf sah die Gräfin, die auf der Veranda geblieben war, ihn mit der Flinte in der Hand durch den Park gehen. Ich werde heute Abend mit ihm sprechen, dachte sie.

Der Graf durch- schritt rasch den Park und hatte bald das Pfortchen erreicht, das in der Rich- tung nach dem Burg- berge auf das Feld führte. Hier blieb er stehen, ließ die Flinte sinken, lehnte sich über die nied- rige Umzäunung und blickte hinüber nach dem Burgber- ge. Pflicht, Ehre, Vernunft, Mitleid ließen noch einmal Sturm auf seine Leidenschaft. Wenn er jetzt noch umkehr- te, jetzt in der letzten Stunde umkehrte,

konnte noch alles gut werden. Noch war nichts geschehen, was die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft rettungslos zer- trümmerte, wenn er aber diese Thür durchschritt, war alles verloren. Und doch — und doch! Es überkam ihn das Ge- fühl, das er sonst gehabt hatte, wenn er beim Rennen das schwerste Hinderniß nahm. Eine falsche Bewegung, und er konnte den Hals brechen, aber fort mit dem Gedanken, nur an das Ziel, an das Ziel.

Georg stieß die Pforte auf und erhob das Gewehr. Die Bewegung war so jäh, daß der Hahn der Flinte von dem Strauchwerk, aus dem der Zaun geflochten war, aufgerissen wurde und klappernd gegen die Versicherung schlug.

Das hätte leicht aller Unsicherheit ein Ende machen können, dachte der Graf und betrat das Brett, das hier über den Um- wallungsgraben führte. Er schritt aber nicht hinüber, er blieb stehen und blickte zurück auf den Zaun. Wäre die Versicherung



### Die Waise.

Musik von Paul Thumann.

Es fliegen zu ihrem heimischen Nest  
Die Vögel durch Wald und Feld;  
Ich bin eine Waise und steh' allein  
In der weiten, weiten Welt.

Du lieber Engel Gottes du,  
Nimm mich doch an dein Herz,  
Und wenn mich keiner lieben kann,  
Trag du mich himmelwärts!

Ans: „Abwärts vom Wege“. (Berlin, Wg. Dunder.)



nicht gewesen, so wäre er jetzt todt — verunglückt. Es wäre kein Selbstmord gewesen — niemand hätte das geglaubt — nein, er wäre verunglückt. Sein Weib hätte ihn als Verunglückten betrauern können, seine Kinder hätten einmal davon gesprochen, daß ihr Vater durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei, und Alice — nun, Alice wäre so rein geblieben, wie sie war.

Ein Feuerstrahl blühte auf, ein Rauchwölkchen stieg rasch zwischen den Bäumen empor und verflüchtete sich zwischen den Zweigen, ein Knall rollte durch die klare Herbstluft und mischte sich mit dem Ton eines schweren Falles. Von der Eiche, die ihr Laubdach über das Förtchen ausbreitete, sanken langsam einige welke Blätter herab, und ein paar Vögelchen flüchteten ängstlich auf die nächsten Bäume.

Die Tonwelle, die der Schuß hervorgerufen, eilte weiter und weiter. Sie rollte an Ina vorüber, die mit den Kindern auf der Veranda saß, und rief dort die Bemerkung hervor: „Papa hat heute Glück“; sie fuhr so unerwartet in das Stübchen des alten Herrn Schwäberle, daß dieser sich erhob und ausrief: „Wie unvorsichtig“; sie traf unterwegs auf dem Burgberge ein weinendes Mädchen, das Leidenschaft und Verzweiflung zu einem verzweifelten Entschluß getrieben hatten, und das nun auf der Höhe voll Angst und Hoffnung nach dem Park hinüberblickte; sie verlor sich endlich am Rande des Waldes, wo der alte Förster mit dem neuen Hunde hielt und jetzt vor sich hin murmelte: „Der traf. Der Graf fehlt nie.“

Die Sonne lacht froh und tief, und ihre letzten Strahlen fielen roth auf das Schloß und den Park und das schöne friedliche Antlitz des Mannes, der am Rande desselben im Rasen lag und schlief. Ein paar Eichelhäher flatterten auf den Zweigen der Eiche neugierig hin und her, ein näselndes Gackelchen kletterte an ihrem Stamme nieder, eilte, dazwischen einhaltend und auf den Hinterbeinen sitzend, auf ihn zu, eine Goldammer saß in der Spitze des kleinen Tannenbaumes am Wege und sang ihm ihr einfaches Schlaflied. Dann wurde alles still, und die Sterne traten nach und nach hervor, bis der dunkle Himmel sich wie eine mit Diamanten besetzte Decke über die Felder und den Park und den Schläfer breitete.

Der Förster war längst wieder nach Hause gegangen; Alice war in das Schloß zurückgekehrt, war niedergefallen auf ihre Kniee und hatte Gott in heißem Gebete dafür gedankt, daß der Graf nicht gekommen war; die übrigen hatten zu Abend gegessen und sich dann auf ihre Zimmer zurückgezogen. Daß der Graf noch nicht zurück war, fiel niemand auf. Er war schon oft auf eine Stunde fortgegangen und erst nach zwölf nach Hause zurückgekehrt; er hatte sich dann eben von einem Geschäft zum anderen begeben, oder er hatte die Nacht beim Förster geschlafen, um am anderen Morgen weiter zu jagen. Letzteres zumal geschah in der Jagdzeit nicht selten.

Und doch litt Ina gerade heute schwer darunter, daß er nicht zurückkam. Eine unerträgliche Sehnsucht nach ihm zerriß ihr Herz. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie jetzt gleich mit ihm hätte sprechen können! Ja, es war sehr unrecht, daß sie es nicht gleich gethan hatte. War es nicht einfach ihre Pflicht gewesen, als sie die Gefahr bemerkte, ihn vor sich selbst zu warnen? Wenn er gefallen war — trug sie dann nicht auch Schuld an seinem Fall? Ach, wenn er nur käme, wenn er nur endlich käme!

Der Reitknecht des Grafen, ein flotter junger Bursche, kehrte im ersten Morgengrauen von seinem Schay nach Hause zurück. Es frohnelte ihn in der kalten Luft, und er schritt tüchtig aus. „Diese Herren — jene Herren — meinem Herrn kommt keiner gleich!“ sang er mit heller Stimme durch die Stille um ihn her.

Als er an das Förtchen kam, stockte er. Da lag der Graf und schlief. Der Reitknecht beugte sich zu ihm nieder, fuhr aber entsetzt zurück und slog dann wie ein Pfeil durch das Gebüsch dem Schlosse zu. Amalie hörte ihn unter den Fenstern vorüberlaufen. „Wer läuft da?“ sagte sie zur Gräfin gewendet und stieß das Fenster auf. Sie hörten, wie das Fenster des Dienersimmers klirrend eingeschlagen wurde. „Rausch, rausch,“ rief die Stimme des Reitknechts, „kommt —

heißt — dem Grafen ist die Kante losgegangen — er liegt erschossen im Park!“

## XIII.

Im Sommer dieses Jahres klopfte ein junger Kurländer spät abends an die Thüre des Hotels in einem vielbesuchten tiroler Dorf. Er hatte einen zehnstündigen Marsch über die Berge gemacht und war todtmüde. Als ihm die Thüre geöffnet wurde, hörte er in der dunkeln Vorhalle jemand im ausgesprochensten Dialekt seiner Heimat ausrufen: „Erbarme Dich, ist das ein Schweinehund!“ Froh, so unerwartet einen Landsmann gefunden zu haben, und durch die charakteristische Ausdrucksweise höchlichst ergötzt, trat der Fremde näher. „Ich will Hans heißen, wenn Sie nicht der Doktor Berg sind!“ rief er lachend. Der Angeredete, der bisher mit dem in demüthiger Haltung vor ihm stehenden Wirth verhandelt hatte, wandte sich rasch um. „Guten Tag,“ sagte er, „sind Sie ein Landsmann?“

„Ja wohl. Erkennen Sie mich nicht?“

„Pfui, nicht die Spur. Es ist ja hier stottrabenfinstler. Wer sind Sie?“

Der Fremde nannte seinen Namen.

„Na ja, wir kennen uns. Schön. Können Sie mir bis morgen Abend fünfshundert Gulden geben?“

„Das nicht, aber dreihundert.“

„Danke. Hören Sie, Herr Mayr oder wie Sie Schwindler sonst heißen. Ich lege noch baare dreihundert Gulden zu.“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich Ihnen die Erlaubniß nicht geben könnte, und wenn Sie mir dreitausend Gulden gäben. Ich habe schon sehr viele Engländer im Hotel, und ich erwarte noch mehr. Ich würde sie alle verlieren.“

„Hol' Sie der Teufel! Kommen Sie.“ Der Doktor nahm den Arm des Fremden und stieg mit ihm die Treppe hinauf. „Was haben Sie nur?“ fragte dieser oben und blieb auf dem durch eine Leuchte nur spärlich erhellen Korridor stehen.

„Haben Sie schon Ihr Zimmer?“ fragte der Doktor.

„Zwei Stiegen höher,“ erwiderte der Wirth, der ihnen gefolgt war.

„Schön, kommen Sie.“

Sie stiegen noch zwei Treppen hinauf und betraten ein kleines Zimmerchen. Der Wirth steckte eine Kerze in Brand und fragte, ob die Herrschaften noch etwas wünschten. Der Fremde verlangte eine Flasche Wein. „Sie trinken doch mit?“ fragte er.

„Na ja, meinethwegen.“

Als der Wirth das Zimmer verlassen hatte, fragte der Fremde wieder: „Was haben Sie nur, Doktor?“

Der Doktor ging mit schweren Schritten ein paar Mal auf und ab, schmeuzte sich und fuhr sich mit seinem rothseidenen Taschentuch über die Augen.

„Kennen Sie die Rotenhöfische Frau?“ fragte er und blieb vor dem Fremden stehen. Das Licht der Kerze schien ihm hell ins Gesicht, das roth und entsetzt aussah.

„Bester Doktor,“ erwiderte der Gefragte, „es gab eine Zeit, in der ich von jeder — ichen Frau wußte, wer sie war; aber ich bin so lange aus der Heimat fort, es sind mittlerweile so viele Rotenhöfische Frauen Schwarzenhöfische geworden und umgekehrt, und so viele junge Frauen an die Stelle ihrer Mütter oder Schwiegermütter gerückt, daß ich nicht mehr Bescheid weiß. So viel mir erinnernlich ist, gehörte Rotenhof früher einem Polberkamp, der auf der Jagd verunglückte, und dieser hatte es von einem Fremden gekauft, Hamilton oder Douglas, was weiß ich.“

„Na ja, Campbell hieß er, und er hat es nicht verkauft, sondern seiner Tochter mitgegeben. Aber einerlei.“

Der Doktor machte wieder ein paar Schritte, setzte sich dann auf das Bett, stützte den Arm auf das Knie und legte den Kopf auf die Hand. „Die Sache ist die,“ sagte er. „Wir waren mit den alten Campbells, der Gräfin Polberkamp und den jungen Gräfinnen in Junsbrud. Von dort aus machten die Gräfin und ich einen Ausflug in die Berge hierher. Vor zwei Stunden ungefähr starb die Gräfin. Ich habe einen Boten



auf die Telegraphenstation geschickt, aber sie können trotzdem nicht vor morgen Mittag hier sein. Nun verlangt dieser Hundesohn von Wirth, daß die Todte aus dem Hotel geschafft wird. Ich war so wüthend, daß ich noch nicht begreife, wo ich die Selbstherrlichkeit herbekam, und ihn nicht zu Boden schlug. Na ja! Wer will auch an einer Leiche Streit haben!"

Der Doktor warf sich auf das Kissen und schluchzte laut. Der Fremde war tief erschüttert. „Aber, bester Doktor," sagte er, „der Mann wird doch nicht verlangen, daß Sie die Todte ins Freie schaffen?"

Es währte eine Weile, bis der Doktor sich so weit gefaßt hatte, daß er antworten konnte. „Nein," sagte er, „er will sie in eine Scheune bringen — mein Frauen in eine Scheune! Daß Gott erbarm — als ob sie im Leben noch nicht genug gelitten hätte!"

Der Fremde erbot sich, mit dem Doktor bei der Todten zu wachen. Der Doktor erhob sich, wischte sich mit dem Tuch die Thränen aus den Augen und sagte: „Kommen Sie, Sie sind ja ein Landsmann; gegen Sie wird auch Amalie nichts haben." Sie stiegen langsam die knarrenden ächzenden Treppen hinab. Der Doktor öffnete in der ersten Etage eine Thüre, und beide traten ein.

Eine große, finster blickende Frau trat ihnen entgegen. „Der Herr ist ein Landsmann, Amalie," sagte der Doktor leutlich, „und er wird uns helfen, der gnädigen Frau die letzte Ehre anthun." Der Name des Fremden war Amalie bekannt. „Gottlob, endlich einmal einer von uns unter diesen Deutschen und Heiden!" rief sie ebenfalls leutlich.

Es war ein großes dreieckiges Zimmer. In der Mitte stand ein Bett, und auf diesem lag, ganz in weiße Tücher gehüllt, die Todte. Rechts und links vom Kopfende des Bettes brannten auf kleinen Nachttischen ein paar Kerzen. Das Gesicht der Todten trug einen unendlich lieblichen, kindlichen Ausdruck; der Fremde hatte nie ein schöneres Antlitz gesehen.

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Der Doktor öffnete, und der Wirth und sechs Kellner traten mit einer Tragbahre ein. Sie waren alle im Frack, aber sie hatten die Stiefeln abgelegt.

Die Matratze wurde nun vorsichtig aus dem Bett gehoben und auf die Tragbahre gelegt. Amalie sprach ein kurzes leutliches Gebet, dann ging der Wirth mit zwei Lichtern voran, die Kellner hoben die Leiche auf, und der Zug bewegte sich langsam und unhörbar über den Korridor und die Treppe hinab über den Hof in einen scheunenartigen Raum, der im Winter, wenn das Hotel geschlossen war, als Tanzsaal diente. Der Wirth hatte das für die Musikanten bestimmte Podium in die Mitte des Saales rücken lassen, man holte auch das Bett herunter und stellte es auf die Erhöhung. Dann legte man die Todte auf das Bett und stellte kleine Tischchen, auf denen Kerzen brannten, rings um sie her.

Als alles fertig war, wollte der Wirth die Fenster verhängen, aber Amalie stieß ihn zurück. „Die gnädige Frau schläft nicht bei verhängten Fenstern!" Der Wirth zuckte die Achseln und entfernte sich. Amalie verschloß hinter ihm die Thüre, stellte eine Bank neben das Fußende des Bettes und setzte sich darauf. Dann öffnete sie das mitgebrachte Gesangsbuch und sang langsam und feierlich ein Todtenlied nach dem anderen. Mitunter zitterte ihre Stimme, und manche Thräne rollte über ihre Wangen, aber sie hielt keinen Augenblick inne.

Der Doktor und der Fremde hatten sich auf die Bank gesetzt, die an den Wänden entlang lief, und flüsteren leise miteinander. „Weß das Herz voll ist, läuft der Mund über." Der Doktor erzählte in jener Nacht dem Landsmann die Geschichte der Gräfin und ihres Gemahls.

„Und was wurde aus der Gouvernante?"

„Mein Gott, die arme Kleine war ja noch so blutjung. Sie hat nachher einen benachbarten Gutsbesitzer geheirathet, seinen Freund, und sie lebt glücklich mit ihm; aber ich glaube nicht, daß sie unieren Grafen vergessen hat. Mein Gott! Wer könnte das auch!"

Als die Sonne aufging, wurde an die Thüre geklopft. Es war ein Telegramm aus Innsbruck eingetroffen. „Sie sind schon unterwegs, Amalie," sagte der Doktor.

Der Fremde erhob sich: „Leben Sie wohl, Doktor." Der Doktor umarmte ihn. „Leben Sie wohl," erwiderte er und wandte sich ab. Amalie ergriff die Hand des Fremden und führte sie an ihre Lippen. „Mit Gott, Herr," sagte sie, mit ihren Thränen kämpfend, „Gott vergelte es Ihnen, daß Sie unserer gnädigen Frau die letzte Ehre angethan haben."

Draußen glühten die Gletscher, und das weiße Eis der Bergspitzen in rothem Licht, während über den Bergwäldern an den Halben und über dem Thal noch die Schatten der Nacht lagen. Der Fremde stieg lange bergauf. Da, wo der Pfad, den er verfolgte, das Thal verließ, blieb er stehen, wandte sich um und blickte nieder auf das Dorf tief unter ihm. Dort — dort unter den rothen Stämmen der Kiefern neben dem weißen Hotel das dunkle Gebäude da war der Raum, in dem der Doktor und Amalie bei der Gräfin wachten.

Rings um ihn blühten rothe Alpenrosen und blauer Enzian, und dort an jenem Stein breitete auch ein Edelweiß die sammetweichen Zweiglein aus. Eine Alpenlerche erhob sich, flatterte singend, jubelnd, jauchzend höher und höher, bis sie hoch über dem Dorf gleichsam still hielt.

Der Fremde hob seinen Stock, der ihm entfallen war, auf und wanderte weiter. Noch ein paar Schritte, und ein anderes Thal öffnete sich seinen Blicken; aber er hat jenes erite eben so wenig je vergessen wie — die Geschichte von „unserem Grafen".

## Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Kachdruck verboten  
Bd. II, VI, 70

### VIII.

Mit dem Zusammentritt der zur „Vereinbarung" berufenen Nationalversammlung trat aus leicht begreiflichen Gründen die Verfassungsfrage in den Vordergrund der Beratungen und zwar nicht allein im Schoße der Nationalversammlung, sondern auch auf der Straße, wo diejenigen Patrioten tagten, welche für ihre Anträge in der Nationalversammlung selbst noch nicht die genügende Unterstützung fanden. Es war damals eben die Zeit des gesteigerten Aberglaubens an Verfassungsurkunden. Man glaubte allen Ernstes, durch Majoritätsbeschlüsse eine dreihundertjährige ruhmvolle Geschichte hinwegzu thun, das aus ganz bestimmten Bausteinen zusammengefügte Preußen durch Abstimmung in eine demokratische *Sata Morgana* zu verwandeln und die auf einem rocher de bronze etablierte Herrschaft der Könige von Preußen nöthigenfalls mit 200 Stimmen gegen 199 in einen auf breiterer Grundlage ruhenden, mit republikanischen Institutionen umgebenen demokratischen Thron zu verwandeln zu können. Es war dies eine Illusion, welche neuerdings ihre philoosophische Vollenkung durch Herren von

Hartmann gefunden hat, welcher bekanntlich allen Ernstes behauptet, daß die Menschheit durch einen einstimmigen Beschluß den Untergang der Welt herbeiführen könnte.

Glücklicherweise hätte ein Beschluß, Preußen oder Deutschland in eine Republik zu verwandeln, ungefähr dieselbe Wirkung, als wenn man beschließen wollte, Deutschland solle fortan eine Insel sein; und ich erinnere mich hierbei mit Vergnügen einer Rede des Abgeordneten Buß in Erfurt, welche etwa mit den Worten begann: „Meine Herren! Ich weiß, daß meine Rede nicht die geringste Wirkung auf Ihre Abstimmung ausüben wird; ich weiß aber auch eben so genau, daß Ihre Abstimmung nicht die geringste Wirkung auf die Wirklichkeit haben wird." Erst später im Jahre 1866 hat man die rechten Mittel kennen gelernt, um die ersehnte Neugestaltung Deutschlands und damit auch Preußens in das Werk zu setzen.

Leider war man damals in Berlin noch nicht so weit. Man gefiel sich nicht allein fortwährend darin, die Berliner Barrikadenkämpfer zu lobhüdeln, indem man beispielsweise rühmte, daß alle Wunder der Geschichte zu nichts zerrieben



gegen die Wunder des „18. März“, und daß an diesem Tage „die Bewohner Berlins das Größte übertrafen, was die Geschichte aller Zeiten und Völker an Großthaten“ überliefert (man sieht, wie recht der alte Ende hatte!); man gefiel sich dabei auch in der Auffassung, daß die Gewährungen des Königs keine „octroyirte Charte mehr seien, sondern eine durch kostbares Heldenblut besiegelte Schrift“.

Anstatt sich deshalb mit den realen Zuständen und Bedürfnissen des Landes, mit der Noth und den Wünschen der großen Masse der Bevölkerung, mit Hebung von Handel und Gewerbe, Handwerk und Industrie und dergleichen kleinen realen Dingen zu beschäftigen, trieben die konstitutionellen und demokratischen Doktrinare die Berathung der Verfassungsurkunde mit einem Fanatismus, der nur um deshalb damals nicht komisch wirkte, weil man es, um mit Shakespeare zu reden, „noch mit einer ernsthaften Bestie zu thun hatte“.

Der größte Fehler dabei war natürlich der, daß auch die Regierung diese Diskussionen ernsthaft nahm und darüber auch ihrerseits veräußerte, mit ihrer Aktion dort einzugehen, wo wirkliche Popularität zu finden war. Es wurde von beiden Theilen fast gleichmäßig als ein epochemachendes Ereigniß betrachtet, wenn es dem einen oder dem andern Theile im Schweife seines Angeichts gelungen war, in den einen oder andern Artikel der Verfassungsurkunde ein mehr oder minder scharfes oder unbestimmtes Wort hineinzubringen.

Mit diesen Berathungen gingen die kleinen Amendements auf der Straße Hand in Hand. War man auf der einen Seite zu kurzichtig und egoistisch, um mit Offenheit auf eine Diskussion auch der unbehaglichen Fragen einzugehen, so war man auf der andern doch zu furchtsam, um den arbeitenden Klassen und deren Führern entschieden entgegenzutreten.

„Friedliche Lösung der Arbeiterfrage“, das war schon damals die Formel, welche dem ängstlichen Bürger zur Beruhigung, dem unruhigen Arbeiter zum Troste dargereicht wurde, doch war das Beispiel von Paris noch zu verführerisch, als daß nicht auch die Berliner Arbeiter reellere Proben des Wohlwollens verlangt hätten. Brot- und Brotmarkenvertheilung, Staats- und städtische Bauten und sonstige Arbeiten waren das zunächst liegende Auskunftsmitel; doch schlug man auch schon damals den Ton an, durch die „Kraft des moralischen Einflusses“ für die Verbesserung des sittlichen und wirtschaftlichen Zustandes der arbeitenden Klassen zu wirken. Die Frucht dieses Bestrebens war: die endliche staatliche Genehmigung des bereits im Jahre 1844 zusammen getretenen „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“; das mehrfache Bemühen, das Wahlrecht, und zwar das kommunale ebenso wie das staatliche, im Interesse der Arbeiter, „welche vorzugsweise hinter den Barrisaden gestanden und gekämpft“, zu verbessern und auszuweiden; die Bildung eines „Volksvereins“, welcher besonders den markigen Kern des Volkes in sich begreifen sollte und die Berufung einer „städtischen Deputation zur Berathung über das Wohl der arbeitenden Klassen“, welche indes sämmtlich dem eigentlichen Kern der Frage fern blieben und deren Wirksamkeit daher, nachdem sie eine Zeitlang die Begehrlichkeit der Massen gesteigert, sich schließlich in dem revolutionären Sande verlor.

Nicht ohne Interesse dürfte es dabei sein, an die Grundsätze jenes „Volksvereins“ zu erinnern, welche dahin ausgesprochen wurden: „1. Wahrhafte Volksbewaffnung, als Gegengewicht gegen die Gewaltthätigkeit der Bürgerpolizei und des Militärs. 2. Wahrhafte Volksvertretung, als Gegengewicht gegen den falsch verstandenen Patriotismus der Beamtenwillkür und gegen die einseitige Königs- und Aristokratie. 3. Wahrhafte politische und sittliche Volksbildung, als Gegengewicht gegen die gesinnungslose Ver- und Ueberbildung der mittleren und höheren Stände. Das Volk soll zum Bewußtsein kommen über seine Pflichten und vor allem über seine Rechte.“

Wie schon bemerkt, ist es nicht meine Absicht, in das Detail der Berathungen und Beschlüsse der preussischen Nationalversammlung einzutreten. Mögen dieselben immerhin von hohem psychologischen Interesse sein, die historische Bedeutung derselben bleibt jedenfalls eine sehr mäßige, da sie demnächst mit ihren

Arhebern wie ein Schattenpiel an der Wand verschwanden. Von bleibendem historischen Interesse ist vielmehr die nebenher gehende Entwicklung nach rechts und nach links, da in dieser sich die realen Mächte des Landes zum Austrag des Konfliktes konsolidirten.

Nach einem geistreichen Ausspruche von Alexander Dumas gibt es von Zeit zu Zeit Thronbeben, wie es Erdbeben gibt, und zwar haben diese Thronbeben dieselbe Eigenthümlichkeit, sich nach der politischen Kraterlinie zu erstrecken, so daß alle Throne, die einen gewissen unterirdischen Zündstoff gemeinam haben, in einer den großen Haufen überragenden Weise gleichmäßig erzittern. Man pflegt zur Erklärung dieses Phänomens gewöhnlich auf die Hypothese einer geheimen weitverbreiteten Verschwörung zu recurriren, und doch pflegt diese Verschwörung gemeinhin in nichts anderem zu bestehen, als in der Gemeinsamkeit der Ursachen, welche überall dieselben Wirkungen hervorbringen und an allen Orten nur einer kleinen Nachhilfe bedürfen, um Erschütterungen hervorzubringen, welche um so betäubender wirken, je weniger man bei der scheinbaren Festigkeit der politischen Oberfläche darauf vorbereitet war.

Nach der eigenthümlichen politischen Erziehung und Gewöhnung des preussischen Volkes: nichts ohne den König und alles für den König zu thun, konnte von einer wirklichen Agitation nach rechts nicht früher die Rede sein, als bis die Schwingungen des Thrones aufgehört und die betreffenden Kreise die Ueberzeugung gewonnen hatten, sich bei ihrem Thun und Streben im Einverständnis mit der Krone zu bewegen. Gleichzeitig aber hatte diese Voranzsetzung auch nach anderen Seiten die Wirkung, daß die in der Neubildung begriffene Partei der jungen Rechten alsbald von ihren Gegnern den ehrenden Beinamen „der kleinen, aber mächtigen Partei“ erhielt. Wer, wie ich, mit an der Wiege dieser Partei gestanden, der weiß, daß dieselbe jenen Beinamen keineswegs der selbst-eigenen Kraft und Bedeutung, sondern vielmehr der Macht der Krone und der Annahme verdankte, daß zwischen dem Könige und ihr ein vollkommenes Einverständnis herrsche, eine Annahme, die nicht einmal überall in dem Maße zutrifft. Das Wachstum und Erstarken der jungen Rechten ist deshalb auch mit der Wiederaufrichtung des Königthums identisch und durch dasselbe bedingt, und ich möchte daher die erste Epoche als das Widerspiegeln der wachsenden Klarheit des Königthums in den royalistischen Elementen des Landes bezeichnen.

Daß man dabei sich noch oft in den Mitteln und Wegen vergriff, ist leider unleugbar, und es kann insbesondere die Geschichte der wechselnden Ministerien bis zum November des Jahres 1848 kaum anders bezeichnet werden wie als ein politisches Kaleidoskop, wo die wechselnden Bilder über die Identität der wesentlichen Faktoren doch nur unvollkommen zu täuschen vermochten.

Daß übrigens diese wechselnden Ministerien nicht die eigentlichen und vertrauten Rathgeber der Krone waren, wird kaum einer näheren Darlegung bedürfen. Es bedurfte keines besonderen scharfen Blickes, um zu erkennen, mit welcher Schnelligkeit sich diese sogenannten Staatsmänner abnutzten und wo sie schließlich nothwendig anlangen mußten, und es war nur zu bedauern, daß man in den ministeriellen Herentassel von Zeit zu Zeit Persönlichkeiten hineinwarf, welche, zu schwach die Bewegung zu hemmen, durch ihren Namen zum vorübergehenden Aufputz derselben dienten.

Nichtsdestoweniger möchte ich meinerseits den Rathgebern der Krone keinen Vorwurf daraus machen, daß sie das königliche „Quos ego“ nicht übereilten, denn nicht allein daß es der politischen Vorsicht entsprach, die Sympathien wenigstens eines Theils der Nationalversammlung zu gewinnen und zu bewahren: es war auch ein Gebot der Klugheit, der politischen Ernüchterung, auf allen Seiten Zeit und Raum zu gewähren und sich vor allen Dingen einen festen Punkt zu schaffen, wo man nöthigenfalls den Hebel anzusetzen vermochte.

Es war die Frucht dieser Vorsicht, daß die Versuche neuer Eminenten, wie beispielsweise in Köln und Trier, einen komischen Charakter annahmen, indem, wie Ruge dies damals drastisch



ausdrückte, „die Nachtmüge des Philisters auf Ruhe und Ordnung wies“, und daß selbige nur da noch eine ernsthaftere Physiognomie zeigten, wo sie, wie das Unternehmen des Herrn Bamberger und der Aufstand in Elberfeld, schon zu jener Zeit einen sozialistischen Beigeschmack hatten.

### Henry Stanleys Expedition durch Centralafrika 1874—1877.

Nachdruck verboten.  
Uel. N. 11./VI. 70.

#### I.

Es war 1872, als die Welt zum ersten Male mit dem Namen Stanley überrascht wurde, und kaum hatte der unternehmende Mann kurz und bündig auf telegraphischem Wege gemeldet: er, der Zeitungsreporter, habe den verschollenen Livingstone im Innern Afrikas aufgefunden und „interviewt“, als es von allen Seiten erscholl: „Das ist frecher Pankefumbug.“ Lange Zeit bedurfte es, ehe die Zweifler zur Ruhe gebracht wurden; heute aber sieht derselbe Stanley, nachdem es ihm geglikt, den Kongo, einen der Riesenströme der Erde, zuerst zu befragen, als einer der größten afrikanischen Entdeckungsreisenden da, dessen Namen in der Geschichte der Erdkunde neben denen eines Livingstone, Speke, Burton, Barth, Schweinfurth, Nachtigal glänzen wird.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, wie es kam, daß Stanley ein Afrikareisender wurde.

Bennett, der Eigentümer des „New-York Herald“, hatte seinen Wanderkorrespondenten Stanley nach Paris, wo er sich gerade aufhielt, berufen. Es mußte neuer fesselnder Stoff für die Zeitung geschafft werden, und da war Stanley der richtige Mann. Sein Auftrag lautete zu befragen und zu schildern: den Chebive und den Suezkanal, den Nil, Jerusalem, den Sulten und Konstantinopel, die Krim, den Kaukasus, das kaspiische Meer, Persepolis, Bagdad, Persien und Indien. Endlich sollte er den verschollenen Livingstone in Innerafrika suchen. Gewiß ein Auftrag, wie ihn noch kein Zeitungskorrespondent erhielt. Aber Stanley sagte „Ja!“ und reiste ab.

Das ereignete sich im Oktober 1869, und im Januar 1871 bereits, also nach fünf Viertel Jahren, war er den Nil aufwärts gefahren bis zur Insel Philae, er war in der heiligen Grabkirche zu Jerusalem gewesen, hatte mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten die Moscheen Konstantinopels besucht, auf den zerstörten Wällen Sebastopols gestanden, mit dem Zivilgouverneur des Kaukasus in Tiflis dinirt, in der russischen Gesandtschaft zu Teheran in Persien gewohnt, seinen Namen auf die Ruinen von Persepolis geschrieben, war durch Persien nach Indien gereist und von Bombay über die Insel Mauritius nach Sansibar an die ostafrikanische Küste. Für gewöhnliche Sterbliche war das eine große Leistung — für Stanley war es nur eine Vorbereitung.

In Sansibar organisierte Stanley seine Expedition zur Aufsuchung Livingstones. Mit 192 Menschen bricht er auf. Das war am 26. März 1871 und am 10. November desselben Jahres trifft er zu Udschidschi am Tanganjitassee ein. Die Flagge der Vereinigten Staaten wird entfaltet, es knattern die Salven seiner Leibwache, eine große Menschenmenge strömt dem neuen Ankömmling entgegen, hastig windet er sich durch dieselbe hindurch und steht vor dem abgemagerten, grantbärtigen alten Livingstone. Er hat ihn, nachdem er 236 Tage unterwegs gewesen, gefunden!

Stanley erzählt uns, daß er Livingstone „als ein großes Item“ für seine Zeitung betrachtete. „Ich beabsichtigte, eine Unterredung mit ihm zu halten, alle Einzelheiten, die er sagte, anzuschreiben, sein Leben und seine Person zu schildern, dann au revoir zu sagen und zurückzumarschieren.“ Aber aus dem bloßen Zusammensein mit Livingstone entsprang allmählich eine Freundschaft, eine Hochachtung für das „große Item“, und nachdem der Reporter Blut geleckt, nachdem er mit Livingstone eine Reise nach dem noch unerforschten Nordende des Tanganjitassees gemacht, ward aus dem Berichterstatter ein Afrikareisender. Die erste Expedition war ein rein kommerzielles Unternehmen gewesen, fahn geplant, tüchtig, voller Energie und muthvoll ausgeführt. So theuer sie war, machte sie sich doch bezahlt, denn

Diesen letzteren Beigeschmack nahm die Strafenemente je länger desto mehr auch in Berlin an, wenn auch noch nicht mit einem bewußten sozialistischen Programm, so doch mit einem sich steigenden Gegenjage der nichtbesitzenden gegen die besitzende Klasse.

der Verleger des „New-York Herald“ taxirte den direkten Nutzen, den er durch Stanleys Berichte gewann, auf nicht weniger als 50,000 Dollars.

Am 14. März 1872 nahmen Livingstone und Stanley in Innerafrika Abschied von einander, und am 6. Mai war Stanley, nachdem er aufs ruhmvollste seine Aufgabe gelöst, wieder in Sansibar. Ehe Stanley nach Hause zurückkehrte, fielen die Reider und Verkleinerer über ihn her; doch wie bald mußten sie verstummen, als er schon im August in Europa eintraf und nun hier eine ganz unerwartete Energie und Thätigkeit entwickelte. Er schrieb Duzende von Zeitungsartikeln, er trat in zahllosen Versammlungen und bei eben so zahllosen Zweckessen zu seiner Ehre als Festredner auf, er war bei der Königin Viktoria und erhielt von dieser eine goldene Doxe mit Brillanten, er bereiste England, Schottland und — ließ bereits anfangs November desselben Jahres einen reich illustrierten, mit Karten versehenen 720 Seiten starken Band erscheinen, in welchem er schildert, „wie ich Livingstone fand“.

In dem Manne steckt eine unbefiegbare Thatkraft! Wer möchte ihm gleiches nachmachen! Stanley war damals 30 Jahre alt; er zeigte ein prächtiges Erzählertalent, eine erstaunliche Frische, einen großen Fleiß, Muth und Selbstverleugnung. Freilich flüchtig war seine Arbeit, der wissenschaftliche Gehalt nicht allzugroß. Wer hätte aber von einem Zeitungskorrespondenten billiger Weise mehr verlangen können?

Aber das Zeug zu einem Pionierreisenden ersten Ranges steckt in ihm. Er wußte, wie der schwarze Erdtheil zu besiegen sei, wie man ihm seine Geheimnisse abringen müsse. Hier Rhodias, hier salta! „Ich will dem Rest der Myserien den Schleier entreißen“, so sprach er. Und aus dem Reporter wurde nun ein bewußter Entdeckungsreisender.

Es ist ein hohes, nicht zu unterschätzendes Verdienst, welches sich zwei Zeitungen erwarben, daß sie auf gemeinschaftliche Kosten Stanley nun zu weiteren Entdeckungsreisen nach Afrika sandten. Der „New-York Herald“ und der in London erscheinende „Daily Telegraph“ waren es, die dem Reisenden die nöthigen Mittel gewährten, so daß dieser schon 1874, nachdem er seine Ausbildung weiter vervollständigt hatte, nach der afrikanischen Ostküste aufbrechen konnte. Nachdem er einige Küstenfahrten unternommen, organisierte er zu Sansibar seine Karavane und brach mit 300 Mann im November 1874 von dem Küstenstädtchen Bagamoyo aus nach dem Innern auf. Der erste Zweck seiner Reise galt der Erforschung des großen Ukereweesees (oder Viktoria-Nianza), den sein Entdecker Speke nur in rohen Umrissen in die Karte einzutragen vermocht hatte; namentlich war die ganze Ostküste dieses ungeheuren Wasserbeckens noch unbekannt.

Nach einem an Abenteuern und Gefahren überreichen Marsche von etwas über hundert Tagen stand er am 27. Februar 1875 bei Kageghi am Südennde des Sees, ganz nahe der Stelle, an welcher derselbe 1858 von Speke entdeckt worden war.

In einem zerlegbaren mitgeführten Bote, der „Lady Alice“ führte Stanley nun in den Monaten März bis Mai 1875 eine vollständige Rundfahrt um den See aus. Was dies bedeuten will, erkennen wir, wenn wir bedenken, daß dieser Quellssee des Nil eine Flächenausdehnung besitzt, welche größer als jene des Königreichs Baiern ist. An seinen golfreichen Gestaden erheben sich bis 1000 Meter hohe Berge, zahlreiche Ströme fallen von allen Seiten in ihn hinein, dichtgebrängte Inseln bilden Archipels und eine große Bevölkerung belebt die Ufer. Im Norden, wo der Nil den See verläßt, liegt das mächtige Reich Uganda mit zwei Millionen Einwohnern, über welches



der König Mteja gebietet. Diejem Manne, den wir bereits aus Spekes Reise (1861) kennen, stattete Stanley einen Besuch ab. Er fand ihn im Schatten des Audienzhauses auf seinem Thron sitzend, im Halbkreise von etwa hundert seiner Großwürdenträger und Häuptlinge umgeben, sämtlich in reicher arabischer Tracht, während hinter ihm seine Leibwache von 200 Mann und die königlichen Speer-, Schild- und Gewehrträger standen. Als Stanley sich näherte, stand der König auf, und als beide sich stumm die Hände drückten, erhob sich ein betäubender Lärm von Trommeln, Pfeifen und Gewehrsalven. Mteja, König von Uganda, war damals 34 Jahre alt, hoch und schlank, aber breitschulterig, mit großen Augen und einem angenehmen Gesicht voll Intelligenz und Milde, mehr einem Araber, als einem Eingeborenen Centralafrikas gleich. Seine Manieren und Gebarden erschienen anmuthig, artig und freundlich, was um so auffallender ist, als Stanley erst der vierte Weiße war, den er sah. Speke und Grant fanden ihn im Jahre 1861 als rohen, eiteln Wilden und Heiden. Im Jahre 1870 aber war er mit seiner ganzen Umgebung zum Islam übergetreten, kleidete und betrug sich arabisch, und hatte alle früheren täglichen Blutbäder von Männern und Weibern, sowie sonstige grausame Strafen abgeschafft. Stanley behauptet, ihm einige Ideen des Christenthums, die zehn Gebote, das Vaterunser u. s. w. beigebracht zu haben, und forderte in Mtejas Namen mit genauen Instruktionen englische Missionare auf, nach Uganda, als einem lohnenden Arbeitsfelde, zu kommen, eine Aufforderung, welcher die Kircheneinigungs-Gesellschaft in London auch bereits nachgegeben ist.

Am vierten Tage nach Stanleys Ankunft bei Mteja langte dort der ägyptische Oberst Linant de Bellefonds, von Norden kommend, an, um für den Vizekönig von Aegypten mit Mteja einen Handelsvertrag abzuschließen. So reichten sich denn hier, im Herzen Afrikas, zwei Weiße die Hände, von denen der eine vom Mittelmeer den Nil aufwärts, der andere vom Indischen Ocean hierhergekommen war, zu einem barbarischen Herrscher, dessen Name uns erst 1862 durch Speke bekannt geworden war — das Ganze aber ein Zeichen, wie allmählich das Innere Afrikas in den Bereich europäischer Macht und Einwirkung, sei sie religiöser, politischer oder kommerzieller Natur, einbezogen wird.

Stanley setzte dann in der „Lady Alice“ seine Umschiffung des Uferes, der Westküste entlang, fort, anfangs begleitet von der über 30 Canoes zählenden, von einem „Admiral“ beschickten Flotte des Königs Mteja. Vielfach klagt der Reisende in seinen Briefen über die verrätherische Handlungsweise der Eingeborenen an der Westküste, wodurch er mehr als einmal in Lebensgefahr verlegt, und schließlich zu einem regelrechten Feldzuge gegen die Bewohner der Insel Bambiwe gezwungen wurde, welche seine Leute mörderisch angefallen hatten. Mit einer Kriegsmacht von 50 mit Gewehren und 250 mit Speeren bewaffneten Leuten fuhr er in 18 Canoes nach Bambiwe. Die Wilden waren jedoch nicht unvorbereitet; denn auf jedem Hügel stand ein Wachtposten. Es kann nicht unser Zweck sein, die von Stanley angewandten strategischen Manöver hier zu schildern — es genüge die Thatsache, daß in dem sich entspinnenden Gefechte die Gewehrsalven den Eingeborenen, welche mit Speeren, Bogen und Schleudern ihre Insel tapfer verteidigten, und zur Verhinderung eines Landungsversuches dicht an den See herabkamen, ein Verlust von 42 Todten und über 100 Verwundeten beigebracht wurde. Auf Stanleys Seite fielen nur zwei Verwundungen durch geschleuderte Steine vor.

Nach dieser Züchtigung (deren Nothwendigkeit in Europa stark in Zweifel gezogen wird) verließ Stanley den großen Ufersee und wandte sich in nordwestlicher Richtung durch das Land Unjoro nach dem Schwestersee, dem 1864 durch Baker entdeckten Mvuta (Albert See) dessen Süden uns heute noch nicht näher bekannt ist. Am 5. Januar 1876 überschritt er die Grenze von Unjoro, und erlangte bald einen Blick auf den 4000—5000 Meter (Montblanchhöhe) hohen Gambaragara-Berg, der mitten zwischen beiden Seen liegt und oft, wenn auch nicht während des ganzen Jahres, mit Schnee bedeckt ist. Was Stanley hierauf über die hellfarbigen Bewohner dieses

Berges sagt, ist von so hohem Interesse, daß wir die betreffende Stelle hier ausziehen wollen: „Auf seinem Gipfel wohnt ein Volk von europäischer Hautfarbe. Ich habe etwa ein halbes Duzend derselben gesehen. Es ist ein schöner Menschen-schlag, und manche der Frauen ist merkwürdig hübsch. Das Haar ist wellig, mit einem Anflug ins Braune. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, die Lippen schmal, aber die Nase, obgleich wohlgeformt, ist an der Spitze etwas dick. Ich habe nicht erfahren können, wo dieses sonderbare Volk herkommt. Bei dem Nahen einer einfallenden Nacht ziehen sie sich bis auf den Gipfel des Berges zurück, dessen durchdringende Kälte selbst dem entschlossensten ihrer Feinde Trost bietet. Vor zwei Jahren (1874) schickte „Kaiser“ Mteja seinen ersten Minister mit 100,000 Mann nach Gambaragara, aber obwohl der große General die Abhänge des Berges einnahm und eine weite Strecke zur Verfolgung hinaufzog, zwang ihn endlich das rauhe Klima zur Umkehr, ohne daß er mehr als ein paar schwarze Skaven gefangen hatte. Es scheint, daß der Berg ein ausgebrannter Vulkan ist, denn auf der Spitze ist ein frostkalteller See von 500 Ellen Länge, aus dessen Mitte sich ein kühlenartiger Felsen zu großer Höhe erhebt. Ein Steinrand umgibt den Gipfel wie eine Mauer, innerhalb welcher mehrere Dörfer sind, in denen der Hauptmedicmann und sein Volk wohnen. Zwei Männer dieses Stammes begleiteten unsere Expedition zum Albertsee und zurück; aber sie waren wenig mittheilbar, und ich konnte von ihnen nichts über die Geschichte ihrer Nation erfahren. Ihre Nahrung bestand aus Milch und Bananen. Ein anderes Exemplar dieses weißhäutigen Volkes, einen Bruder des Königs von Gambaragara, sah ich am Hofe Mtejas. Als ich den Mann zuerst sah, hielt ich ihn für einen jungen Araber aus Kairo, der aus unbekanntem Gründen in Uganda lebte, und erst nachdem ich mehrere Leute von derselben blaffen Farbe gesehen, konnte ich glauben, daß im Herzen von Afrika, fern von den Wegen der Reisenden und Handelskarawanen, ein großes und zahlreiches Volk von dieser eigenthümlichen Farbe lebte. Hätten sie nicht negerartiges Haar, so würde ich sagen, daß es Europäer oder hellfarbige Asiaten, wie z. B. Syrer oder Armenier, seien.“

Nach dieser Entdeckung setzte Stanley seinen March nach dem Mvuta-See fort. Am 11. Januar 1876 lag derselbe, etwa 300 Meter unter ihm, zu seinen Füßen, einen großen Golf, die „Beatricebucht“ bildend. Die feindselige Haltung der Eingeborenen und der Umstand, daß keine Canoes zu erhalten waren, zwangen neben anderen Gründen indesten Stanley, von einer Befahrung des Sees abzusehen. Der March war nun wieder südlich gerichtet.

So, wie man den Vodensee nicht als Quelle des Rheins betrachtet, so kann auch der Ufersee nicht als die eigentliche Nilquelle gelten, sondern vielmehr der größte in diesen hineinfallende Fluß. An der Südküste hatte Stanley einen großen Fluß, den Schimiju, in den Ufersee münden sehen und diesen anfangs für die wahre Nilquelle gehalten. Jetzt aber kam er an den an der Westküste einmündenden Kagera oder Kitangule, welchen er weiter verfolgte und 70 bis 120 Fuß tief fand. Er entwickelt sich aus einem nicht unbedeutenden See, den Stanley „Alexandra-See“ taufte, und den er nun für die richtige Nilquelle ausgibt. Fragt man also nach dem heutigen Stande unierer geographischen Kenntnisse: „Wo liegt die eigentliche Quelle des Nils?“ so lautet darauf die Antwort: „Zwischen dem zweiten und dritten Grade südlicher Breite und unter 31° östlicher Länge von Greenwich im Manjaru- oder Alexandra-See, dem der Kitangule, ein Zufluß des Ufersee entströmt.“

Nachdem der Reisende den Mvuta nicht zu erreichen vermocht, lockten ihn andere Probleme, die größten, die in Afrika noch zu lösen waren. Er wollte zu ergründen suchen, wohin die ungeheuren Wassermassen der Seen und Ströme, die 1868—70 von Livingstone westlich vom Tanganjika-See entdeckt worden waren, sich ergössen und ob dieselben, wie theoretisch der deutsche Geograph E. Behm nachgewiesen, den oberen Lauf des Congo-Flusses darstellten, von dem man nur die Mündung kannte. Löste Stanley dieses Problem, das



größte, das in Afrika noch zu lösen war — denn sein Marich mußte ihn mitten durch die ungeheure 60,000 Quadratmeilen bedeckende weiße, unbekannte Fläche unserer Karten führen — so setzte er seinen ohnehin schon großartigen Verdiensten die Krone auf, und er trat damit ein in die Reihe der größten Reisenden aller Zeiten und Völker.

Seinen Fuß südlich wendend langte Stanley am 27. Mai 1876 zum zweiten Male in Udschidichi am Tanganjasee an, denn schon am 10. November 1871 war er hier mit Livingstone, wie wir gesehen haben, zusammengetroffen. In wenigen Tagen war sein tragbares Boot, die „Lady Alice“, flott und schon am 11. Juni wurde die Umschiffung dieses riesigen Sees (entdeckt 1857 von Burton) angetreten, welche Stanley in 51 Tagen zum ersten Male in vollständiger Weise ausführte; denn Burton und Speke befahren nur kleine Theile des Meeres, während Cameron allein den Südtteil des Sees umschiffte. Am 1. August war Stanley wieder in Udschidichi. „Der Tanganjasee“ schreibt er von hier, „ist von mir umfahren und aufgenommen worden und seine enorme Küstenlinie so genau niedergelegt, als ein ziemlich guter Chronometer und Sonnenbeobachtungen dies gestatten. Kapitän Burtons Entdeckung ist jetzt ein vollendetes Ganzes, mit seiner unbestimmten Gede noch unbekanntem Einbüchtung. Die von mir zurückgelegte Entfernung beträgt über 800 geographische Meilen.“ Auch den Abfluß des Tanganjasees nach Westen zu, den von Cameron entdeckten Zulugafluß, fand Stanley wieder und fuhr eine Strecke weit denselben hinab. Er gibt eine höchst merkwürdige Schilderung desselben, nach welcher der Zuluga eigentlich nur ein Arm des Tanganjasees mit gelegentlichem Abfluß nach Westen hin ist.

Als Stanley nach Udschidichi zurückgekehrt war, fand er, daß unter seinen Leuten die Pocken ausgebrochen und acht Mann daran gestorben waren; weitere 43 beherzten aus Furcht vor den Kannibalen von Manjema, in deren Land man zunächst reisen wollte; unter diesen auch der Negertnabe Kalulu, welcher Stanley auf seiner ersten Reise so treu begleitet und in England eine gute Erziehung genossen hatte. Er wurde jedoch zurückgeholt, um später auf der Kongofahrt in einem Wasserfall zu ertrinken. Nur durch die energischsten Mittel konnte Stanley den Abmarich erzwingen. Er ließ 32 der Meuterer in Ketten legen und trieb alle seine Leute in die Canoes, welche sofort nach dem Westufer des Tanganjasees hinüberfuhren. In der außerordentlichen kurzen Zeit von 40 Tagen erreichte er den Markort Nyangwe am Qualabaström, der hier in der Regenzeit bis zwei englische Meilen breit ist. Er stand nun an der Schwelle der großen, gänzlich unbekanntem Region. Livingstone und Cameron, die vor ihm bis hierher vorgezogen, mußten in Nyangwe umkehren, ohne das Räthsel des Kongolandes lösen zu können. Stanley aber war fest entschlossen unterzugehen oder den Qualaba-Kongo hinabzuschiffen. Nachdem er durch Anwerbung keine Expedition wieder auf 140 mit Gewehren und 70 mit Lanzen bewaffnete Leute verstärkt hatte, verließ er am 15. November 1876 mit 18 Canoes und dem zerlegbaren Forschungsboote „Lady Alice“ sowie Borräthen auf sechs Monate Nyangwe, gerade zwei Jahre, nachdem er Bagamoyo an der afrikanischen Ostküste verlassen hatte. Noch sollten drei Viertel Jahre vergehen, ehe er, nach der abenteuerlichsten Fahrt, die wohl je unternommen wurde, am 8. August 1877 bei Boma an der Kongomündung wieder in das Reich der europäischen Menschheit trat, nun einer der ruhmreichsten, von beispiellosem Erfolge gekrönten afrikanischen Entdeckungsreisenden.

Indem wir die überaus fesselnden Erlebnisse Stanleys auf seiner Fahrt den Kongo abwärts in einer folgenden Nummer mitzuthellen uns vorbehalten, theilen wir hier nur noch die geographischen Resultate seiner Kongofahrt mit.

Das ganze Flußgebiet des Kongostromes nimmt nach Stanley einen Flächenraum von 40,450 geogr. Quadratmeilen ein. Einen Vergleich hierfür gewinnen wir, wenn wir bedenken, daß des Rheines Stromgebiet nur 3600 Quadratmeilen groß ist. Das Stromgebiet des Kongo ist also gerade viermal so groß wie das ganze deutsche Reich. Die Quellen des Kongo

müssen weit im Süden unter 10 Grad südlicher Breite in der Landschaft Ubisa gesucht werden. Dort fließt der breite, sehr tiefe, schon von Livingstone passirte Tschambefluß nach Westen zu in den Bangweulosee, ein weites seichtes von Livingstone entdecktes und zweimal bejuchtes Wasserbecken. An der nordwestlichen Ecke desselben als Luapula heranstretend, erreicht der Fluß nach einem Laufe von etwa 30 Meilen abermals einen See, den Moero, welcher nur 85 Quadratmeilen groß ist. Er durchfließt auch diesen und tritt, immer nördliche Richtung beibehaltend, als Qualaba heraus. Von Westen her empfängt er bedeutende Zuflüsse, so den feuerreichen Kamalondo; dann nimmt er bei dem oft genannten Orie Nyangwe den Namen Ugarowa\*) an und ist schon 1400 Ellen breit. Von seiner Quelle (dem Tschambefuß) bis hierher hat er bereits einen Lauf von 240 geographischen Meilen zurückgelegt. Etwas nördlich von Nyangwe, wo der Fluß auf Ausläufer der Uregga-berge trifft, beginnen dann die ersten tosenden Wasserfälle, ein Hinderniß für die Schifffahrt. Auch auf dem Landwege sind diese Wasserfälle schwer zu umgehen, denn ein außerordentlich wildes und dem Fremden feindliches Volk wohnt gerade hier, das alle Kraber, welche es versuchten, von Nyangwe aus hierher vorzubringen, noch zurückjagte. Diese Schwarzen nennen sich Wabroiro. Sie wohnen in großer Ausdehnung am rechten Ufer. Am linken haufen die nicht weniger kriegerischen Wagenja und Bakusu. „Auf dieses Volk“, schreibt Stanley, „würde ein ganzer Kongreß von Bischöfen und Missionaren keinen Einfluß haben; es sei denn als einheimisches Roastbeef.“ Von Osten her empfängt nun der Kongo-Qualaba zahlreiche Zuflüsse, deren Aufzählung wir unterlassen, und tritt dann, indem er sich dem Äquator nähert, in die große centralafrikanische Tiefenebene, deren Vorhandensein Stanley konstatiert. Von allen Seiten strömen ihm hier ungeheure große Nebenflüsse zu, darunter der mächtige Krumimi und der Mangala — von denen einer wohl mit dem 1870 von Schweinfurth entdeckten Nelle identisch sein dürfte. Der Kongo selbst aber, majestätisch durch diese Tiefenebene in vorherrschend westlicher Richtung hinströmend, erweitert sich oft seeartig, wird mehrere Meilen breit und löst sich zuweilen, bedeckt von Inseln, in zahlreiche Kanäle auf, so daß es Stanley schwer wurde, den Hauptstrom auszufinden. Allmählich entdeckte er aber, daß fast nur der Hauptlauf bevölkert war. Nur wenn der Hunger ihn trieb, versuchte Stanley zu landen, fand aber stets, „daß die Interessen der wilden Eingeborenen und der Geographie nicht harmonirten.“ Die Schwarzen hatten hier noch nie von weißen Leuten gehört; es war ihnen eine unbegreifliche Sache, daß Fremdlinge auf ihrem Strome dahinjahren wollten, denn nie kommt es dort vor, daß ein Mitglied eines Stammes übertritt in das Gebiet des Nachbarstammes. Der Handel ist dort kein durchgehender, sondern wird von Landschaft zu Landschaft, von Hand zu Hand geführt. Nur drei Stämme haben sich an dem ganzen langen Laufe zu etwas höherer Bedeutung emporgerafft gemocht.

Der größte Zufluß, welchen der Kongo überhaupt empfängt, kommt von Süden her. Es ist der Zelenba, welcher „fast so groß wie der Hauptfluß selbst“ ist. Kein Zweifel, daß wir in ihm den weiter südlich als Kassabi bekannten Fluß wiedersehen. „Die eigenthümliche Farbe seines Wassers, die dem Thee gleicht, vermischt sich mit den silbernen Wellen des Kongo erst nach einem Laufe von 130 englischen Meilen.“ Dann erst, wenn diese Vermischung stattgefunden hat, nimmt der Kongo die bräunliche Farbe seines Unterlaufes an. Auch an der Mündung des Quangoflusses, hier Ktutu genannt, kam Stanley vorüber, dann aber beginnt der majestätische Hauptfluß, der oft eine ganz enorme Breite erreicht hat, sich langsam zusammen zu ziehen, er wird von Felsenriffen durchsetzt, von Lavabänken, und donnert, Stufe auf Stufe, in einer 180 englische Meilen langen Kataraktenreihe zum unteren Kongo herab. 62 solcher Wasserfälle führt Stanley hier an, die er zu Fuß, bald auf der nördlichen, bald auf der südlichen Seite des Stromes umgehen mußte; der Gesammtfall des Flusses auf dieser Strecke beträgt 180 Meter. Die Schwarzen, welche an dieser Strecke

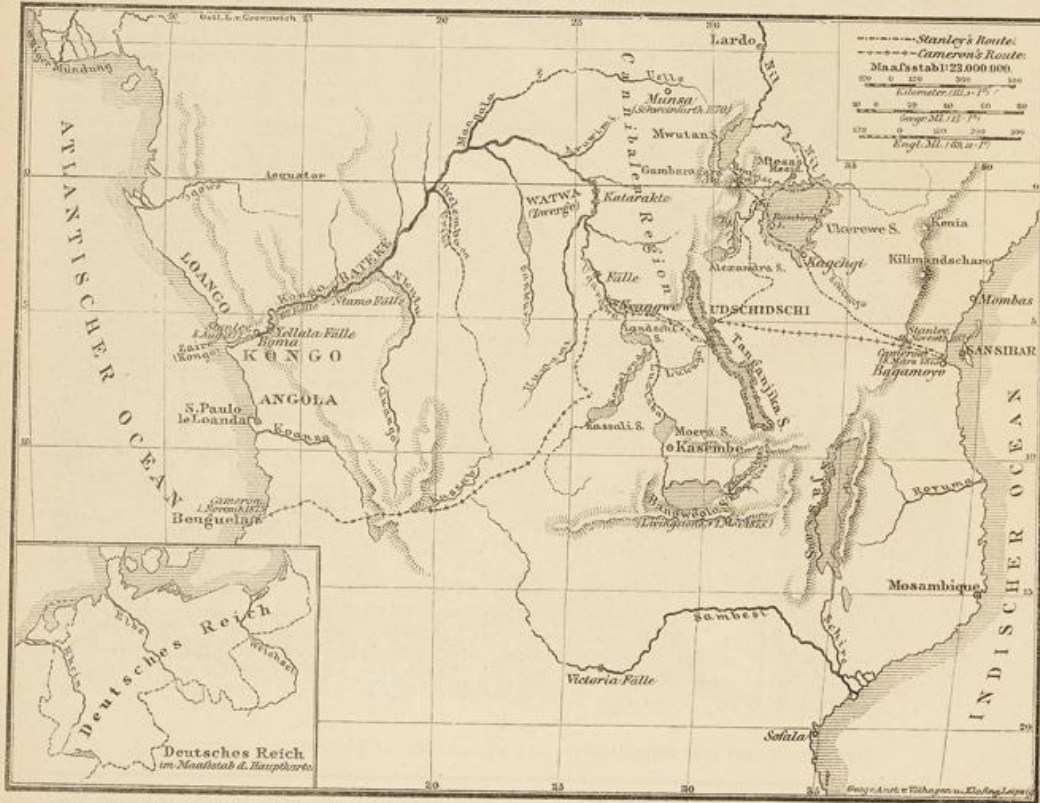
\*) Nur eine dialektische Umbildung von Qualaba.



wohnen, legten dem Reisenden keinerlei Schwierigkeiten in den Weg; im Gegenteil, er wurde bei ihnen freundlich aufgenommen, so daß also zukünftige Reisende hier ein leichtes Feld finden werden. „Der zukünftige Entdeckungsreisende,“ schreibt Stanley, „muß von der Westküste ausgehen,“ und er acceptirt somit den Plan, welchen die deutsche afrikanische Gesellschaft aufstellte, der jedoch leider nicht zur Durchführung kam.

Die ganze Länge des Kongo, für welchen Stanley den schwierig Eingang findenden Namen Livingstonefluß vorschlägt, beträgt 2900 englische oder 630 geographische Meilen und zwar von der Quelle bis Nyangwe 240 geographische Meilen, von da bis zur Mündung, also das von Stanley allein erforchte Stück 390 geographische Meilen. Stanley verfolgte

letzteren in Bezug auf Wichtigkeit in commerzieller Beziehung ganz bedeutend, denn der ganze mittlere Hauptlauf, von da, wo er den Aequator überschreitet bis zum 17° östlicher Länge ist ununterbrochen 225 geographische Meilen lang, und für die allergrößten Fahrzeuge schiffbar. Hat man auf dem Landwege von der Westküste aus, die Fälle des unteren Kongo überwunden, so liegt ein Drittel Afrikas ununterbrochen zugänglich da, denn auf den großartigen Nebenflüssen vermögen die Dampfer nach Süden und Norden noch weit in das Innere vorzudringen. Nicht aber behnt sich, wie dies theilweise beim Nil der Fall, rechts und links unfruchtbare sandige Wüste aus, sondern eine weite, fruchtbare, dicht bevölkerte Ebene. Der Begriff Dorf, wie man ihn auf afrikanische Wohnstätten gewöhnlich anwendet,



Centralafrika mit dem Kongolauf. Nach den Forschungen Stanleys, Livingstones, Camerons u. a.

Länge des Kongo 630 geographische Meilen. Größe seines Stromgebietes 40,450 geographische Quadratmeilen nach Stanley. — Länge des Rheins 160 geographische Meilen. Größe seines Stromgebietes 3600 geographische Quadratmeilen.

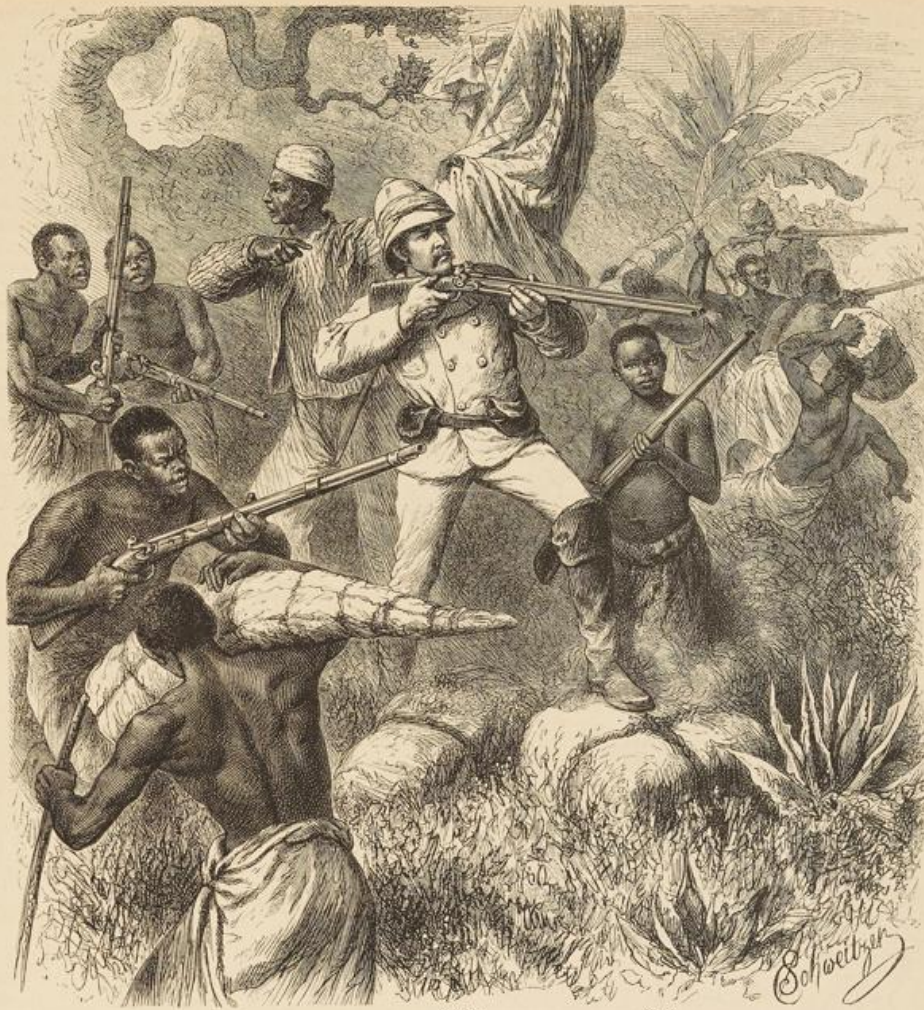
vom 1. November 1876 bis 11. August 1877, also über neun Monate lang, den Strom.

Sein größtes Steigen dauerte vom 8. bis 22. Mai und wurde durch die tropischen Regen veranlaßt, welche an der Ostküste als Masika bekannt sind. Die Höhe der Anschwellung beträgt durchschnittlich 8 englische Fuß, steigt sich aber an engen Stellen des Stromes bis 20 und 50 Fuß. Während dadurch die Fahrbarkeit des Kongo in seinem mittleren Theile bedeutend erhöht wird, nimmt die Gefahr und Unzugänglichkeit der Wasserfälle ungeheuer zu. „Welche Anstrengungen auch später gemacht werden mögen, um diesen Strom in commerzieller Beziehung auszunutzen, es möge niemand den Versuch wagen, in einem Fahrzeuge diese Katarakte zu passiren.“ Ihre plötzlichen Abfälle schwanken zwischen 6 und 25 Fuß. Der Kongo, welcher als der Amazonasstrom Afrikas betrachtet werden kann, hat dreimal so viel Wasser wie der Nil, und er übertrifft den

wird hier hinfällig. Es liegen dort Städte, oft zwei englische Meilen lang, mit einer oder mehreren breiten Straßen, an denen sich hübschgebaute Häuser hinziehen. Ueberall wird Handel getrieben, überall trifft man auf Messen und Märkte. Man hat gefürchtet, daß mit der Abnahme der Elephanten auch das Elfenbein selten werden würde; nun versichert uns aber Stanley, daß hier in Centralafrika so viel aufgestapelt liege, daß drei bis vier Generationen davon genug haben würden. Es ist hier das Land der elfenbeinernen Götzentempel, wo selbst die gemeinsten Dinge des täglichen Lebens aus Elfenbein verfertigt werden, so daß es fast werthlos daliegt und die Leute sich wundern würden, wenn jemand etwas dafür zahlte. Großartig sind die Delpalmwälder, und Baumwolle, Kautschuk, Erdnüsse, Sesam, Kopelharz überall vorhanden. Leicht ist auf dem Wasserwege die gold- und kupferreiche Landschaft Katanga zu erreichen.

Welche Ausichten für den Handel! Gewiß wird der Kongo





Henry Stanley und seine Reisegefährten. Nach Photographien der Stereoscopic-Company.

in nicht allzu ferner Zeit die große Handels- und Heerstraße Centralafrikas sein — der weiße Fleck ist jetzt von der Karte verschwunden; das rohe Gerüst des Hauses steht da, aber es muß weiter ausgebaut werden. Erschlossen ist das Land der Gorillas, der Kannibalen, der Zwergvölker, der ungeheuren

Bodenreichtümer. Wer hier zugreift, wer zuerst Dampfer auf den Kongo bringt, den Handel organisiert, dem werden ungeahnte Reichthümer zufließen, während für Afrika selbst sich eine neue Aera eröffnet.

Richard Andree.

### Schule und Recht in den Ostseeprovinzen.

Rachbrant verboten.  
Bef. n. 11./VL 70.

Wenn die russischen Heere heute ihre Verwundeten bis in die Ostseeprovinzen schiden, und in Riga allein 200 Kranke mit aller Hingabe und Fürsorge von deutschen Ärzten und deutschen Frauen gepflegt werden, so bringt der leidige Krieg hoffentlich wenigstens das Gute mit sich, daß die Russen mit dem in Rußland vielfach verkannten und verhassten deutschen Element bekannt, und dadurch auch mit ihm versöhnt werden. Die genesenen russischen Soldaten werden in ihrer Heimat davon erzählen können, wie liebevoll ihre „deutschen“ Pfleger und Pflegerinnen, von denen vielleicht der kleinste Theil zu so mühevollen Dienst erzogen wurde, ohne Ansehen des Glaubens oder der Nationalität, ohne Furcht vor Ruhr- oder Typhusräumen

ihrer gewartet, wie sie gastlich bewirthet worden beim Kommen und beim Abschied, und wie ungerecht ein feindseliges Vorurtheil der Russen gegen deutsche Sitte und Bildung eigentlich sei.

Diese Sitte und Bildung näher kennen zu lernen, werden sie freilich keine Zeit und Gelegenheit haben; für uns aber lohnt es sich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, was hier deutscher Geist und deutsches Wesen im fernsten Osten, wohin deutsche Colonien sie getragen, zu leisten vermögen. Wenn wir in unserem deutschen Vaterlande uns gern erinnern, daß Fachmänner aus fremden Ländern zu uns geschickt werden, um unsere Einrichtungen, besonders aber unser Schulwesen über Grenzen und Meere zu verpflanzen, so sollte man füglich dem



Bewundernswerten, das uns z. B. gerade in den Schulverhältnissen der Ostprovinzen entgegentritt, seine Anerkennung nicht verlagen. Sind dieselben auch noch im Werden begriffen, so finden wir dennoch, besonders in Livland, der Ungunst der Verhältnisse, den Entfernungen und Entbehrungen zum Trotz etwas, das unsere, seit Jahrhunderten gepflegten Einrichtungen nicht aufzuweisen vermögen, daß nämlich jede dieser armen lettischen Mütter im Stande ist, ihre Kinder bis zu dem schulpflichtigen Alter von elf Jahren selbst zu unterrichten. Es ist dies der Unterricht auf dem Lande, dessen Schwierigkeit bei den weiten Wegestrecken, den langen und strengen Wintern die Bewohner Livlands zur Erfindung ganz neuer Mittel und Wege zwang, wenn man dem jungen Geschlecht überhaupt die Schulbildung wollte zugänglich machen. Laßt auch solch ein mütterlicher Unterricht in Bezug auf wirkliches Wissen noch manches zu wünschen übrig, so ist dennoch der Gedanke, daß auch die Mutter aus dem Arbeiterstande die Pflicht hat, die Spenderin der ersten geistigen Nahrung der eigenen Kinder zu werden, etwas so Ideales auf dem Gebiete der Pädagogik, das Verhältnis zwischen Mutter und Kindern ein so viel höheres, daß man dagegen gern einige Mängel im Unterrichte hinzunehmen kann. Auch kann man annehmen, daß, je länger diese Einrichtung besteht, je mehr das jüngere Geschlecht seine eigenen Kenntnisse vervollkommnet, desto mehr auch die Leistungsfähigkeit der Mütter im Unterrichten wachsen wird. Die meisten der Unseren, die von dieser gewiß seltenen Einrichtung hören, pflegen zu fragen, „so kann also jede Lettin selbst lesen?“ Die bejahende Antwort auf diese Frage zeigt uns zunächst einen allgemeinen Bildungsgrad, auf den man bei uns gewohnt ist, stolz zu sein, und dennoch wird jeder, der einmal zu unterrichten versuchte, wissen, wie weit die Kunst des Lesens unter der Aufgabe es zu lehren steht. Und nun gar, welche Schwierigkeit möchte es unseren Arbeiterfrauen bereiten, die frommen Gesänge ohne jedes musikalische Instrument einzukönen! Die Lettin aber versteht es, ihr Kind die vorchriftsmäßigen 12 Choräle singen zu lehren.

Wenn auch das deutsche Element in den Ostprovinzen das eigentlich bildende war und ist, so blieb dennoch in Estland das Estnische, in Kur- und Livland das Lettische Volkssprache, der Gemeindefschulunterricht wird daher in diesen Sprachen erteilt. Der deutsche Adel in den Provinzen war vor fünfzig Jahren selbst noch dagegen, daß der Esthe, daß der Lette deutsch lerne; lieber sprach er und spricht er noch heute mit den Kindern des Volkes ihre Sprache, wenn sie deutsch nicht verstehen — so lehr er für sich selbst sein verbrieftes Recht in Anspruch nimmt, daß die deutsche Sprache Geschäfts- und Landessprache bleibt.

Als im Jahre 1805 ein Freiherr von Buchhoden, Gouverneur von Estland, alle von ihm zu erteilenden Erlasse in russischer Sprache anfertigen ließ, da erhoben die Estländer (Esthe bezeichnet den Mann aus dem Volke) deshalb Klage bei dem Kaiser Alexander I., worauf der Monarch in einem eigenhändigen Schreiben dem Buchhoden einen Verweis erteilte, weil er sich unterfangen habe, die verbrieften Rechte der Provinzen anzutasten, die fest und unerschütterlich für alle Zeiten daständen. Dieser Brief wird noch jetzt im Archiv der estländischen Ritterschaft aufbewahrt. So viel über die bisherige Anwendung der russischen Sprache. In Bezug auf die deutsche Sprache wünscht dieselbe Ritterschaft jetzt wohl lebhaft, sie möchte nicht so lange ein Vorrecht der gebildeten Stände geblieben sein. Das Deutsche ist jetzt als Unterrichtssprache in den Parochial- und Kreissschulen eingeführt, welche höheren Lehranstalten denen offen stehen, die nach ihrem Abgange von der Gemeindefschule ihre Ausbildung noch vervollkommen wollen. In den Parochialsschulen wird 1—3 Rubel monatliches Schulgeld bezahlt, welches indes auch häufig erlassen wird, während der Unterricht und der Aufenthalt in der Gemeindefschule frei gewährt wird. Die höheren Schulen unterrichten bis auf eine kurze Ferienzeit auch den Sommer hindurch, während die lettische Gemeindefschule nur vom November bis Ende April geöffnet ist. Aber wie wird in dieser kurzen Zeit gelernt! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit Ausnahme

der Zeit für die Mahlzeiten. Die Kinder übernachten in dem Schulhause und gehen nur am Sonnabend nach Hause, um am Montag mit neuen Mundvorräthen heimzukehren. Die Eltern sind verpflichtet, Kartoffeln, Grütze, Erbsen, Salz, Fett, wenn ihre Mittel es gestatten, auch etwas Fleisch und Thee, jedenfalls das für die Ernährung ihrer Kinder nöthige Brot allwöchentlich zu schicken; in vielen Gemeindefschulen hat man es schon erreicht, eine Gemeindefschönin anzustellen, und diese kocht von dem Mitgebrachten den Kindern zweimal, nach einer Verfügung einer Kreislandsschulbehörde sogar dreimal warme Mahlzeiten. Da aber, wo es bis jetzt noch an Mitteln fehlt, eine solche Gemeindefschönin zu besolden, ist darum der Schulbesuch nicht unterblieben, sondern das harte Geschlecht gedeiht und lernt auch bei kalter Speise sechs Tage in der Woche, ohne daß man von Krankheiten etwas weiß.

In diesen Gemeindefschulen sind bis 110 Kinder anzutreffen, von denen die Knaben in einem, die Mädchen in einem andern Raume auf Heusäcken schlafen. Nur selten hört man von Augenkrankheiten in diesen Schulen; freilich mag der Unterricht in den Abendstunden nicht immer bei ausreichender Beleuchtung durchgeführt werden können. Bei der spärlichen Bevölkerung Livlands, das sich immer noch nicht von den entsetzlichen Verheerungen des russisch-schwedischen Krieges erholt hat, noch immer nicht seine zerstörten Städte — es besitzt deren nur sieben — seine niedergebrannten Dörfer wieder aufbauen konnte, fährt man oft 200 Werst (über 28 Meilen) durchs Land, ohne anderes zu sehen als einzelne Schlösser mit ihren Wirthschaftsgebäuden und Ländereien, einsame Stationshäuser, wenige Gehöfte und Dorflogen (so nennt man mehrere Holzhäuser mit ihrem Ackerland beisammen gelegen), stundenlange Wälder, Wiesen und Seen. Bei den bedeutenden Entfernungen, die diese armen lettischen Schulkinder im strengen Winter oft zu durchwandern haben, ehe sie ihr meist einsam gelegenes, aber stets freundlich ausgestattetes Schulhaus erreichen, ist das Zusammenkommen für die ganze Woche unerlässlich.

Man rechnet drei Schuljahre für die lettischen Kinder, in denen sie allwintertlich zu ihrem Lehrer ziehen. Im Sommer wird das im Winter Erlernte durch Repetitorien erhalten, die der Lehrer, auch der Pastor und sein Gehilfe ab und zu hält. Bis zum ersten Jahre muß, wie oben erwähnt, die Mutter ihre Kinder selbst unterrichten, und in dieser Zeit wird durch Schulvisitationen des Geistlichen oder seines Gehilfen, welche alle vier bis sechs Wochen die Kinder vereinigen und examinieren, dieser häusliche Unterricht kontrollirt — stolz ist dann die Mutter, deren Kinder am besten antworten! Erst seit wenigen Jahren existieren zur Erleichterung hierbei lettische Bibeln und leichte Lesebücher; früher wurde nur die Bibel von der Mutter als Lehr- und Lesebuch gehandhabt und mit so unerbittlicher Strenge, daß meist in sechs Wochen die Hauptschwierigkeiten beim Lesen überwunden waren. „Mir thut solch ein armes lettisches Kind leid,“ sagte mir einst eine deutsche Dame, „ich habe diesen ersten Lesunterricht bei unserer Köchin mit angesehen, die, während sie kochte und arbeitete, ihren kleinen Sohn buchstabieren ließ, aber ohne ihm Ruhe zu gönnen, ohne ihm eine freie Stunde zu lassen, bis er lesen konnte.“

Eine Frau, deren ärmliche fast leere Stube von der Dürftigkeit zeugte, mit der sie nebst acht Kindern um ihre Existenz kämpfte, fragte ich, wie sie es bei ihrer vielen Arbeit denn durchziehe, ihre Kinder zu unterrichten. Sie antwortete:

„Ich schreibe da auf den Tisch einen Buchstaben mit Kreide, den müssen sie lernen, so lange ich weiter arbeite; können sie ihn, so schreibe ich einen zweiten dazu, und so geht's fort. Ich habe den ältesten Kindern auch noch das Schreiben und etwas Rechnen beigebracht, denn ich wollte meine Jungen gern in der deutschen Schule (sie meinte die Parochialsschule) erzogen haben; da kostet es einen Rubel den Monat, und ich eriparte das erste Schuljahr dadurch, daß ich sie selbst länger unterrichtete.“

Man denke, welch ein Opfer hier für die Erziehung gebracht wurde, während wir oft so viel Mühe haben, die Kinder armer Leute zu einem regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten, der ihnen keinerlei Geldopfer auferlegt. Die lettische



Schule lehrt im ersten Jahr die Kinder ihr Lesen vervollkommen, das Schreiben auf der Tafel, leichtes Kopfrechnen, die drei Species, Katechismus und biblische Geschichte. Im zweiten Schuljahr wird alles Begonnene weiter ausgedehnt; das Dividiren und schweres Kopfrechnen tritt hinzu; es wird auf Papier geschrieben; den biblischen Geschichten folgen Religionsstunden und je nach der Befähigung der Kinder beginnt der Unterricht im Deutschen oder Russischen. Die Erlernung des ersteren eröffnet den Eintritt in die höheren Lehranstalten des Landes, die der letzteren Sprache führt den Militärdienst. Im dritten Schuljahr wird alles Erlernte befestigt und erweitert, auch wird erst dann das Nöthigste von Geschichte und Geographie in den Lehrplan aufgenommen. Die Gesangstunden gehen durch alle Schuljahre und es findet sich bei den Letzten Lust und Talent für Gesang. Nach ihrem Ausscheiden aus der Schule werden die Kinder bis zu ihrem 17. Jahre, wo gewöhnlich erst die Einsegnung erfolgt, stets noch für einige Wochen zu Repetitorien an den Hauptorten des Kirchspiels vereint.

Neben den Schuleinrichtungen steht uns die Handhabung der Rechtspflege in Livland eine besondere Hochachtung ein. Da findet man mitten in tiefer ländlicher Einsamkeit allwöchentlich einen sogenannten Gerichtstag, zu dem die Bauern oft meilenweit herbeikommen, um nach dem äusserst praktischen, nur einen starken Band umfassenden Bauernrecht alle kleineren

Streitigkeiten vor dem Gemeindefreiber und dem Gemeindefreiber — Leuten aus dem Volk — zu schlichten. Gleich nach dem mündlichen Urtheil wird die Strafe vollzogen. Da wird das Geld, welches der Verurtheilte zu zahlen hat, gleich niedergelegt auf den Gerichtstisch vor dem Gesesspiegel, oder zünftige Weiber müssen sich sofort vor dem Richter veröhnen und küssen, anderenfalls auf einige Tage in das Gefängniß wandern u. s. w. Natürlich verhandelt man in lettischer Sprache.

Alle vier Wochen aber ist der Kirchspielsgerichtstag, vor welchem alle Angelegenheiten von größerem Gewicht und Werth ausgeglichen werden, und für welchen höher gebildete Richter mit ziemlich bedeutenden Gehältern angestellt sind.

Ueber diesen steht dann wieder das Hofgericht, und ganz eigenthümlich berührt es den Deutschen, sogar dem alten Lätvischen Recht, das in unseren Seestädten Swinemünde, Greifswald &c. noch heute gilt, als einer Ueberkommenschaft aus alter Zeit auch in den Ostseeprovinzen zu begegnen.

Doch genug für heute. Es lag mir daran, irrigen Vorstellungen über den Kulturzustand in den Ostseeprovinzen entgegenzutreten, weil ich Land und Leute, die dem Fremdling eine so seltene und großartige Gastfreundschaft bieten, als wollen sie ihn vergessen lehren, daß es für ihn noch ein anderes Heim gibt, liebevoll gewonnen habe. M. Sch.

Am Familientische.

Bücherkammer. LV.

Flannschmidt, Moses, und die Tochter Pharaos. Sieben Bilder. In Kupfer gezeichnet von Fr. Lindy. Mit Dichtungen von Carl Gerol. Groß Polio. Bremen, C. G. Müllers Verlag.

Der durch seine trefflichen kirchengeschichtlichen Wandgemälde wie durch seine fromm empfundenen biblischen Altarbilder in vielen christlichen Gemeinden unseres Vaterlandes wohlbekannte Professor Flannschmidt, ein Schüler des großen Meisters Cornelius, hat in den vorliegenden Bildern die Auslegung des Mosesbildes, seine Auffindung und Rettung durch die Pharaonentochter dargestellt, wie solche im II. Buch Moses, Kap. 2, v. 1-10 berichtet wird. Auf dem ersten Bilde erblicken wir die Mutter des neugeborenen Kindes, die daselbe — von ihrer Tochter begleitet — in einem Rohrfaßlein an das Wasser trägt; „der schwere Gang“, wie Gerol es in seinen Geleitworten betitelt hat. Es folgt: „Der letzte Kuß“ — die Mutter hat das Kistlein geöffnet und nimmt von ihrem lieblich Abschied. Wiederum geschlossen verfenkt sie auf dem nächsten Bilde ihren Schatz in die Flut, gleichsam eine „Grabbelegung“. Ein ergreifendes Bild — man glaubt, die Mutterhand, die sich von dem Heuerreifen nicht losreißen kann, zittern zu sehen. Endlich hat sie es losgelassen und ist stumm lagend am Ufer zusammengesunken — ihre Tochter Mirjam sucht sie liebevoll zu trösten und ihren „Nid aufwärts“ zu lenken. „Erinnern und Hoffen“ soll das nächste Bild veranschaulichen — die Mutter, in eine Felshöhle zurückgezogen, gebekt wehmüthig des verlorenen Glückes, die Tochter hofft in jugendlicher Zuversicht auf eine gnädige Himmelsführung. Im Hintergrunde sieht man schon die Königstochter mit ihrem Gefolge nahen, dem das schwimmende Kistlein sofort in die Augen fällt. Herbeigebracht, wird der seltsame Fund geöffnet und der „Kindling“ entdeckt. Bald liegt der Säugling an der Mutterbrust, und im „Triumphzug“ folgen Mutter und Tochter der fürstlichen Ketterin und Schützlerin, die zum Palaste des Königs den Rückweg einschlägt. — Wie man sieht, hat der Künstler in freier und — man kann es nicht leugnen — in moderner Weise den Text behandelt; ja für den Geschmack dieses oder jenes sind die Bilder vielleicht zu weich, oder, wie man es nennen könnte, zu modern-lyrisch empfunden. Es sind deutsche Frauen gestalten, und es ist deutsche Mutter-, Schwester- und Kindesliebe, es ist ein deutsches Frauenauge, das sich erbarmend über den Findling neigt, und darum wird kein deutsches Mutterherz diese anmutiglichen Zeichnungen ohne Nahrung erblicken. Dennoch fragt man sich unwillkürlich: hätte sich dieselbe Wirkung nicht erzielen lassen bei national treu gehaltenen Jagen? Ein hebräisches Mutterherz hat gewiß nicht anders empfunden, als ein deutsches, und die Barmherzigkeit der Pharaonentochter war in nichts verchieden von der einer deutschen Prinzessin — warum hat der Künstler nicht jüdische und ägyptische Frauen statt deutscher gezeichnet? Warum hat er das originale Gewand und den Lokalkost so ganz verschmäht? Seitdem Ebers uns in zwei meisterhaften Romanen bewiesen, wie das allgemeine Menschliche sich mit treu historischer Lokal- und Zeitfarbe in Legenden verbinden läßt, könnte man ein Gleiches von dem Künstler auch erwarten. Doch wir wollen nicht mit ihm rechten; auch trotz dieser Bedenken haben wir die Bilder, je länger wir sie betrachtet, desto lieber gemonnen, und die ergreifenden Dichtungen, mit denen Gerol sie untrahmt, haben uns vollends damit angedöhnt. Sie tönen wie eine poetische Uebersetzung aus dem Hebräischen in die geliebte Muttersprache, und zugleich wie eine fromme Auslegung des alttestamentlichen Berichtes im Lichte des Evangeliums. Wie unser Freund seine Aufgabe gelöst und gelöst hat, davon möge

eine Probe zeugen. Wir wählen dazu das vierte seiner Gedichte, das sich auf den Trost bezieht, den Mirjam der trauernden Mutter spendet, nachdem das Kistlein auf das Wasser geleist ist:

Aufwärts den Blick,  
 Fahre wohl! nun ist's geschehen,  
 Auf den Wellen schwinnt das Faß:  
 Segnend nach, mit summen Fiehn  
 Streckt sich aus die Mutterhand.  
 Aber Mirjam hebt nach oben  
 Sanft der Mutter sinkend Haupt.  
 Selig, künft'g' herab von droben,  
 Wer nicht sieht und dennoch glaubt!

Dhnmüthig bleibt verwaiste Liebe stehn,  
 Wenn man am Grab der letzte Dienst geistehn;  
 Kein Auge schaut hinab ins stille Feil,  
 Wo leis zu Staub das holde Bild zerfällt;  
 Es reicht kein Blick hinauf ins fremde Land,  
 Wohin sich der erste Geist entwand;  
 Die Sehnsucht streckt die Arme nach der Gruft,  
 Sie greift nur Schatten und sie tast' nur Luft;  
 Sie senkt ihr Haupt, genüßt von tausend Fragen,  
 Und ach! kein Sterblicher kann Antwort jagen.

Empor den Blick! hinauf das müde Haupt!  
 O selig wer nicht sieht und dennoch glaubt!  
 Und kamst du am Geliebten nichts mehr thun:  
 Laß nicht im Schooß die Hände trostlos ruhn,  
 Nein, halte sie zu brünstigem Gebet;  
 Dort hört ein Ohr, was Liebe klagt und weht;  
 Dort wach' ein Aug und nimmt in künft'ger Nacht  
 Die Thräne, die dein Kissen nezt, in Acht;  
 Dort lebt ein Herz, das jeden Kummer kennt,  
 Der heimlich auf der wunden Seele brennt;  
 Dort herrscht ein Arm, der kann durch Todesthüren,  
 Aus Nacht zum Licht, aus Schmerz zur Freude führen. A. N.

Polens Auföbung. Kulturgeschichtliche Skizzen vom Freiherrn Ernst von der Brüggen. Leipzig, Zeit & Comp. 1878.

Wenn die Fortschrittspartei oder das Centrum sich veranlaßt fühlen, im Reichstage oder im preussischen Abgeordnetenhaus einen ihrer platonischen Anträge zu stellen, werden sie in ihren Bemühungen regelmäßig von den „Polen“ unterstützt. Es ist das ziemlich die einzige Gelegenheit, bei der heutzutage der im inneren Deutschland lebende Deutsche sich gelegentlich bewußt zu werden pflegt, daß wir auch polnische Landsleute haben. Es sind ihrer nicht weniger als gegen zwei und eine halbe Million; da wir ihnen aber weder im Staatsdienst, noch in den Offiziercorps, noch im Handel und in der Industrie begegnen, so haben wir keinerlei Veranlassung, uns um sie zu bekümmern. Einst war das anders. Als nach dem Aufstande von 1831 Scharen flüchtiger Polen sich über Deutschland ergossen, wurden sie überall mit offenen Armen aufgenommen. Aber die Feindschaft des Verhältnisses litt bald an der Verschiedenartigkeit des Denkens und Empfindens Schiffbruch, und in kurzer Zeit waren die polnischen Gäste weiter gezogen nach Westen, wo sie sich mehr zu Hause fühlten. Ihre bisherigen Wirthe sahen ihnen mit enttäuschten aber immerhin erleichterten Herzen nach. Man sah sie eben nicht zu einander. In der That —



es sind kaum irgendwo zwei Nachbarvölker so ganz anders geartet, als der Pole und der Deutsche. Jener ist äußerlich voll Wärme, dabei aber nach Art sinnlicher und leidenschaftlicher Menschen innerlich kalt, dieser erscheint bei flüchtiger Bekanntschaft kalt und theilnahmlos, während er voll warmen Gemüths ist. Von allen Germanen sind wir dem Polen die fremdartigsten, und wiederum von allen Slaven ist uns der Pole der am wenigsten sympathische. Trotzdem wird jeder Edelgeartete nicht ohne Theilnahme dieser Nation gedenken, die einst so mächtig, nun aus der Reihe der Staaten gestrichen ist und nur noch als Volk ein wenig erklehnliches Dasein führt. Und doch werden wir selbst in diesem Gefühl immer wieder irre gemacht, durch die uns so fremdartige Art, in der die Polen sich wieder aufzuschwingen suchen.

Sie kennen eigentlich keine andere Kampfweise als den Appell an die rohe Gewalt. Was nicht mit dem Säbel in der Faust errungen werden kann, ist für sie unerreichtbar.

Wollen wir nun die Geschichte und die Eigenart der modernen Polen verstehen, so müssen wir im Geiste Einkleber halten in der untergehenden Republik, denn von dort her flammen noch alle Impulse, alle Ideen, welche den Emigranten sowohl wie den anhängigen Polen befeuern.

In diese Zeit führt uns das obengenannte treffliche Buch des Herrn von Brüggen. Herr von Brüggen ist schon durch seine persönlichen Verhältnisse ganz besonders befähigt, der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gerecht zu werden. Er ist einmal selbst in einem ehemals polnischen Landesheute befristet; er hat ferner früher als Archivar der inländischen Ritterkammer Gelegenheit gehabt, sich auch aus weniger zugänglichen Quellen ein Bild von dem Wesen der Adelsrepublik zu entwerfen; er ist endlich seit Jahr und Tag Journalist, und führt als solcher eine gewandtere Feder, als sie sonst wohl dem Gelehrten zur Verfügung zu stehen pflegt. Ich erwähne diese persönlichen Verhältnisse, weil sie mir in diesem Fall von großer Bedeutung zu sein scheinen. Wer nämlich die Geschichte (den Adel) der Republik Polen wahr und patriotisch schildern will, der muß selbst unter ihr gelebt haben; denn diese Menschenklasse kann schlechterdings nur verstanden werden, wenn man sie gesehen hat. Aber nicht nur die gesellschaftlichen, nein auch die wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich bis 1863 in der farmatischen Ebene, namentlich aber in Lithauen, erstaunlich wenig verändert, trotz Eisenbahnen und russischer Reaction auf die polnischen Revolutionen. Das Gut, das Herr von Brüggen in seinem Buche schildert, habe ich selbst ein halbes Duzend Mal gesehen, d. h. die Güter, bei deren Herren ich als Jüngling mitunter während der Ferien als Gast eines deutschen Gutsbesizers Besuche machte, haben denselben eben so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Aber auch die Menschen waren so ziemlich dieselben: leichtfertig, leichtsinnig, ohne jede Ausdauer, freitlustig, aber gesellschaftlich überaus liebenswürdig. In Haus und Hof eine wunderliche Mischung von Kultur und Barbarei, in der Sitte Adel und Nothiz nicht minder seltsam gemischt.

Herr von Brüggen entwirft uns ein ungemein lebhaftes, farbenprächtiges Bild von dem Polen des Stanislaw August. Nachdem er uns mit Land und Leuten und mit den staatlichen und ökonomischen Verhältnissen der letzteren bekannt gemacht hat, führt er uns an der Hand seiner Gewährsmänner in das Haus des Schlichtiz und an den Hof des Magnaten. Von letzteren erhalten wir eine Reihe trefflicher Porträts, welche die Garantie der Aehnlichkeit in sich selbst tragen. Wir lernen sodann den König und die Intelligenz des Landes kennen, um uns darauf in den Tannal gesellschaftlicher Freuden zu verorten, die den Theilnehmern weder Zeit noch Lust liehen, sich mit der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten zu beschäftigen. Die beiden letzten Kapitel zeigen uns den letzten Akt der Tragödie, deren Nothwendigkeit wir aus den vorhergehenden begreifen lernten.

Herr von Brüggen schildert aber nicht nur — er räsonnirt auch, Ich meinstheils kann mich den Resultaten, zu denen er dabei gelangt,

nur anschließen. Mehr als das — ich möchte noch weiter gehen und sagen, daß Deutschland die Bildung eines polnischen Staates nie zulassen dürfte. Nie, auch dann nicht, wenn Polen, Schlesien und Westpreußen so germanisirt wären, daß dort kein polnisches Wort mehr gehört würde. Auch dann noch wäre ein polnischer Staat eine stete Gefahr für die Weichselmündung und damit für den ganzen preussischen Osten, denn die Polen müßten nach dem Meeressgestade trachten, es wäre das eine Lebensfrage für sie.

Das fesselnde Buch, das ebenso unterhaltend als belehrend ist, sei unsern Lesern bestens empfohlen.

Th. S. P.

Abwärts vom Wege. Gedichte eines Laien. Mit neun Illustrationen von Paul Thumann. Berlin, Verlag von Alex. Dunder. Groß Quarto. Mit Goldschnitt reich gebunden; 10 Mark.

Ein elegantes Buch, das keinem Salontisch Unehre machen wird. Papier, Druck, Einband durchaus musterhaft — die Zeichnungen würdig des Meisters, der sie entworfen, und durch Lichtdruck trefflich reproduziert. — Die Genrebilder Paul Thumanns sind so anmuthig und tief empfunden, daß sie wie Gedichte auf das Gemüth des Beschauers wirken. Auch hier fesseln sie uns vor allem und sprechen meist für sich selbst. Ja, zuweilen enttäuscht das Gedicht, dem sie beigegeben sind, und erweist sich weniger poetisch als seine Illustration. Nun, der anonyme Dichter (in?) hat sich auf dem Titel einen „Laien“ genannt, worunter er wohl einen Dilettanten versteht; darum wollen wir seine Versuche nicht zu strengem kritischen, und den flüchtigen Blicken des Salons werden sie gewiß gefallen. Es ist auch manch anspredendes Lied darunter, wie z. B. das von uns gewählte, das sich dem reizenden Bildchen freundlich anhängt. Im übrigen wollen wir dem Urtheil der Leserinnen nicht vorgreifen, die ja nicht unterlassen mögen das prächtige Buch sich näher anzusehen.

H. K.

**Briefkasten.**

**Anonymus in Zimmern.** Sie haben vergessen, Ihren Brief zu unterzeichnen, wir können daher Ihre Absicht nicht. Herr Dr. K. ist ebenfalls nicht zu ermitteln. — **Abonentin in Reichenbach.** Der Geschmack ist eben verschieden. — **Ch. S. in Berlin; M. G. in N.** Wir können Ihnen leider nur den Rath geben, wenn irgend möglich, auf einem anderen Felde thätig zu sein. Auf diesem ist die Konkurrenz überaus groß. — **W. M. in Weipzig.** Sehen Sie den vorigen Briefkasten ein. — **W. M. in Hannover und W. in N.** Besten Dank, aber zwei jedem wohlgeleiteten Rath folgen sollte, dem wäre es eben wie dem Bauer und dem Sohne im Märchen. — **A. N. in Torgau.** Müht sich zu fern. — **A. S. in D.** Nicht veränderbar. — **A. Macken in Z.** Nicht verwendbar. — **B. Sch. in G.** Es war keine Verträglichkeit angeht. — **K. v. B. in W.** Man soll nicht mit Speeren und Pfeilen ausziehen, um Wunden zu fangen. — **K. v. B. in P.** Das verlangt eben jeder. Wir haben z. B. im Laufe des Jahres 1876 mehr als 1000 Manuscripte gelesen, da werden Sie sich selbst sagen, daß wir nicht jedes heute einkaufende morgen eintreiben können. — **V. Z. in J.** Ja mühen Sie vor eine andere Schmiebe gehen. — **N. W. in P.** Wir können nicht alle an uns gerichteten Fragen im Briefkasten beantworten, die Raumverhältnisse unseres Blattes lassen das nicht zu. — **Fr. v. E. in N.** Zu wohl, das unangenehmste Wort von Rudolf Reichenau: „Aus unsern vier Händen“ (Weipzig, Fr. W. G. G. G.) umfaßt sämmtliche sechs unter diesem Haupttitel einzeln erschienenen Bändchen in einem stattlichen Bande, von den „Waldern aus den Wäldern“ an bis zu den „Wäldern“, die das Werk abschließen. Bei dieser Gesamtangabe drängt sich noch mehr wie bei den Einzelangaben die Bedenkenung auf, daß man nicht zu viel davon auf einmal lesen muß; aber hier und da ein einzelner Abschnitt herausgegriffen und frisch genossen, wird keine Wirkung nicht verfehlen; durch seinen gemäßigten frühlichen Ton kann das Buch nach wie vor dazu beitragen, man's sorgsam zu lesen zu glücken und die Freunde an dem nur zu oft verannten Bild innerlich unserer vier Hände zu wecken und zu nähren.

**Inhalt.** Unser Graf. (Schluß.) Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. VIII. — Henry Stanleys Expedition durch Centralafrika 1874—1877. I. Von Richard Andree. Mit Karte und Illustration. — Schule und Recht in den Ostsee-provinzen. Von M. Sch. — Am Familientische. Bäderroman IV. Mit Illustrationsprobe von Paul Thumann.

Feine Geschenkbücher für Leute von Geschmack und Laune:

Neu:



Altdeutscher  
**Schwanf und Scherz**

aus dem  
sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Zusammengestellt  
vom Verfasser des „altdeutschen Witz und Verstand“.

Verzierter Druck im Sedez der Elzevire in reizender alters-  
thümlicher Ausstattung (Ausgabe der Kabinetsstücke).  
Brosch. 4 M. In Liebhaberhalbfanz 7 M.

Den zahlreichen Käufern des „Witz und Verstand“ als würdiges Seiten-  
stück zu diesem mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Bändchen bestens  
empfohlen. Wie jenes von innen und außen ein wahres Kabinetsstück.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Verantwortlich: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig.  
Verlag der Dohm-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. G. Erdner in Leipzig.



Altdeutscher  
**Witz und Verstand.**

Reime und Sprüche

aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.  
für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungefühlten Worten.

Zweite und dritte Auflage.

Verzierter Druck im Sedez der Elzevire in reizender alters-  
thümlicher Ausstattung (Ausgabe der Kabinetsstücke).  
Brosch. 4 M. In Liebhaberhalbfanz 7 M.

Die sehr glückliche Ausführung eines von Lessing hinterlassenen Planes.  
Der Inhalt kann nicht fälschlich ausgeführt werden als durch den ebenfalls  
von Lessing herrührenden Titel. Ein wahres Witzbuch.





ehren ist ein wackres Wort  
 Für Daheim und Draußen,  
 Wirkt als Mittel alsofort  
 Innen, sowie außen.  
Kehr' im Hause Diel' und Wände,  
 Lieb und Lust macht rasche Hände!  
Kehr' des Nächsten Schuldgebresten  
 Schuldvoll, wie Du kannst, zum Besten!  
 Sicht Dich Leid und Trübsal an,  
Kehr' heraus den ganzen Mann!  
 Will Dir Neid und Mißgunst wehren,  
 Mußt Dich dran nicht weiter kehren!  
 Ist Dir trocken Hals und Zung',  
Kehre ein zu kühlem Trunk!  
 Ging Dein Weg mal irr' und krumm,  
Kehre um!

(Alter Spruch.)



## Aus dem Publikum — für das Publikum.

Wir veröffentlichen heute zwei Zuschriften, die uns von weiblicher Hand zugegangen sind und die jede in ihrer Weise — eine Reform unserer Sitten anstreben. Ist es auch in erster Reihe Aufgabe der Frauen, Hüterinnen der Sitten zu sein, so wird ihnen doch niemand das Recht absprechen, auf diesem Gebiete auch reformatorisch vorzugehen. Ob die in diesem Fall ausgesprochenen Wünsche berechtigt sind, bleibt dahin gestellt. Wir stellen diese Thematia zunächst nur zur öffentlichen Diskussion und werden etwaige Entgegnungen, — sofern Ton und Inhalt derselben das zulassen — gern veröffentlichen.

Wir geben zunächst Frau Marie Kalm das Wort, welche die Frage erörtert:

### Wann sollen wir zu Mittag speisen?

Die Wahrheit, daß keine Ursachen oft die Veranlassung von großen Wirkungen sind, schreibt Fr. Kalm, hat man oft genug Gelegenheit beschäftigt zu finden. Es bedarf nicht immer großer Revolutionen, um politische oder sociale Wandlungen hervorzuwirken, ein scheinbar unbedeutender, äußerer Umstand genügt oft dafür. So sagt man, daß der französische Arbeiter weniger höflich geworden sei, seit er das langschüssige habit gegen die in der ersten Revolution adoptirte Blouse vertauscht habe, und manche Kulturhistoriker bestimmen den Bildungsgrad einer Nation nicht nach ihren Leistungen in Literatur und Kunst, sondern nach — dem Verbrauch der Seife.

In ähnlicher Weise scheinen mir auch manche Nebensände in unserm lieben Vaterlande nicht sowohl die Folge von nationalen Charakterzügen, als von äußeren Umständen zu sein. Die Verfasserin des vielbesprochenen Buches: „German Home Life“ sagt über die Keuschheit unserer häuslichen Einrichtungen, über den Mangel an feinen Umgangsformen in der Familie wie in der Gesellschaft; sie hält uns in Folge dessen für geistig und unbeholfen, während wir einfach nur arm sind, und, wo das Gute fehlt, um möglichst den Mangel und den Schimmer hinzuzufügen können.

Indessen ist diese, allerdings nicht wegzuleugnende Armuth doch nicht der alleinige Grund für die gerügten Mängel. Noch andere Ursachen lassen sich dafür anführen, und unter ihnen eine, die vielleicht sogar an dieser Armuth selbst nicht ganz ohne Schuld ist, eine Einrichtung, die, anscheinend unwichtig, doch tief in unser Leben eingreift und entscheidend zu den Keimern Ursachen gehört, welche große Wirkungen hervorbringen können: ich meine unsere Essenszeit.

Bei meinem ersten Besuche in England berührte es mich unangenehm, die Hauptmahlzeit des Tages nicht, wie ich gewohnt war, um Mittag, sondern erst gegen Abend einnehmen zu sollen. Die Zeit zwischen 12 und 2 Uhr schien mir die natürliche für jenes Mahl, das Diner um 6 oder 7 Uhr höchst sonderbar. Als ich eine derartige Bemerkung gegen die Frau eines Kaufmanns machte, gab sie mir zur Antwort: sie würde dann genöthigt sein, ohne ihren Mann zu diniren, denn er könne doch unmöglich mitten am Tage seine Geschäfte so lange unterbrechen; der „Lunch“, den er um diese Zeit einnehme, sei ja rasch verzehrt.

Bald fand ich selbst die Vortheile des späten Essens heraus. Ich arbeitete auch mehr, besonders an den trübren Wintertagen, da ich meine Beschäftigung um Mittag nur für eine halbe Stunde zu unterbrechen brauchte, und statt des konfusen Diners nur einen leichten Jambü einnahm, auf den das Sprichwort vom „vollen Magen, der nicht gern studirt“ keine Anwendung finden konnte.

Die Wahrheit des letzteren Wortes hat ein jeder wohl erfahren. Ob es sich nun um eine mechanische oder geistige Arbeit handle, es wird nach dem Mittagessen schwer, wieder daran zu gehen. Die Natur verlangt Ruhe für den Körper, um die eingenommene Nahrung zu verarbeiten und rüdt sich sicherlich, wenn diese Ruhe ihm verweigert wird. Die Arbeit, welche man mittags von 2-3 Uhr verrichtet, hat meist wenig Werth und erfordert eine Anstrengung, die nachtheilig auf die übrigen Nachmittagsstunden einwirkt. Sie anders, wenn die Hauptmahlzeit spät eingenommen wird! Nach einem guten Frühstück — denn das einfache „Brödtchen“ reicht freilich nicht aus! — geht man an die Arbeit, die ungeföhr bis 1 Uhr fortgesetzt wird. Um diese Zeit steht eine kleine Kollation im Schimmer, die, gewöhnlich aus kalter Küche bestehend, (wenn nicht für den Hausherrn ein besonderes Gericht bereitet ist!) nicht so strenge Ansprüche an die Reinlichkeit der Familienlieder stellt, wie das Mittagessen. In den großen Handelshäusern, wo die Privatwohnung meist weit von dem Geschäftsiokale entfernt ist, nehmen die Kaufleute dieses Mahl gewöhnlich außer dem Hause, oft gemeinschaftlich mit Geschäftsfreunden ein, so daß es noch weniger als Unterbrechung betrachtet werden kann. — Hinlänglich gehäuft, wird die Arbeit dann bis 6 Uhr fortgesetzt, und nun ist sie für heute beendet, die Berufsthatigkeit wird abgeschlossen, die übrige Zeit gehört der Familie und der Gesellschaft.

Für diejenigen Berufsarten, welche des Tageslichtes bedürfen, ist die fragliche Einrichtung geradezu nothwendig. Der Maler z. B. verliert im Winter seine beste Arbeitszeit, wenn er um 1 Uhr dinirt; viele Künstler haben deshalb auch ihre Hauptmahlzeit auf den Abend verlegt, kommen dadurch aber in Kollision mit allen ihren Bekannten, deren Essenszeit die alte ist. — Wie zweckmäßig das späte Essen für die Schuljugend wäre, wie viel Zeit dadurch für die Arbeit wie für das Haus gewonnen würde, das haben tüchtige Pädagogen schon zu wiederholten Malen dargelegt.

Es ist also wohl nicht zu bestreiten, daß durch das späte Diner Zeit gespart wird, und damit auch Geld — denn „time is money!“ In allen industriellen Ländern finden wir deshalb auch diese Einrichtung; in Deutschland nur in Hamburg, derjenigen unserer Städte, die in ihren häuslichen und auch in ihren pekuniären Verhältnissen am meisten Aehnlichkeit mit England zeigt. Im allgemeinen aber hat der Deutsche in Folge des konservativen Prinzips, das so mächtig in ihm ist, die Essenszeit mitten am Tage, so wie sie bei seinen Eltern und Vorfahren Sitte war, beibehalten, höchstens das ursprüngliche Zwölfuhr-Essen um 1 bis 2 Stunden verschiebend.

Wie aber das Neue nicht gut ist, weil es neu, so sollte man auch das Alte nicht beibehalten, weil es uns durch Gewohnheit lieb geworden ist. Kann der erste Grund, die Feitersparniß uns nicht das späte Diner gewinnen, so sollte der zweite es thun, nämlich der günstige Einfluß, den dasselbe auf unser Familienleben ausüben würde. Dies ist doch ein Punkt, der bei uns Deutschen sehr in die Waagschale fällt.

Was wir an unserem Mittagessen besonders lieben, war seine Gemüthlichkeit. Alle Glieder der Familie vereint, zu traulichem Aussprechen auffordernd, erschien es uns stets als ein wichtiger Faktor des Familienlebens. Wer ist es das noch? Ist un'er Mittagessen wirklich behaglich und gemüthlich? Freilich in Familien, die nur sich selbst leben, in denen jedes Mitglied unbeschränkt über seine Zeit verfügen kann, mag es das sein, in allen industriellen oder büreaukratischen Kreisen aber, in allen innerhalb des thätigen Lebens stehenden Familien hat das Mittagessen viel von seiner Behaglichkeit eingebüßt.

Der Hausherr setzt sich zerstreut zu Tisch; er hat den Kopf voll von der Arbeit des Morgens, die unterbrochen, aber nicht abgeschlossen wurde, und die er alsbald wieder aufnehmen soll. Die geringste Verpätung, welche die Köchin sich zu Schulden kommen läßt, bringt ihn außer sich, da sie eine Verpätung in den Geschäften des Nachmittags nach sich zieht. Die Kinder, die um 2 Uhr wieder in der Schule sein müssen, essen ebenfalls in Hast, — die arme Hausfrau hat nur dafür zu sorgen, daß alle so schnell als möglich ihr Mahl einnehmen und dann expedirt werden. Von einem ruhigen Besामmensein, einem traulichem Aussprechen ist da nicht die Rede!

Eben so wenig aber bringt das Abendbrot ein solches. Der Abend ist ja die Zeit der Gesellschaft, der Theater, Konzerte, — starke Konkurrenten für Haus und Familie! Der Mann hat heute seine Versammlung, morgen ein Festeffen und ein für alle Mal sein Kasino; die Frage, welche die Gattin mittags an ihn richtet: kommst Du heute zum Abendbrot nach Hause? wird meistens verneint. Da hält sie sich denn auch nicht für verpflichtet, dem Abend damit zu verbringen; sie geht ihrem Vergnügen nach, die Kinder dem Dienstmädchen überlassend.

Das späte Diner würde das alles ändern. Ein Jeder hat des Tages Raft und Ruhe getragen; mit freiem Geiste, einer freien Zeit entgegen sehend, setzt man sich zum Essen nieder. Der Mann hat den Arbeitsbrod, die Frau das Tagewerk abgelegt, die Kinder ihre Hände von den schwarzen Zeichen des Tagewerks befreit, die aufgeschickte Toilette gibt auch dem Körper eine größere Freiheit, die sich wiederum leicht auf das Innere überträgt. Und wie man Zeit für die Toilette hat, so findet man sie auch zur Beobachtung aller jener feinen Höflichkeitsformen, welche, an sich unbedeutend, doch in ihrer Gesammtheit den „guten Ton“ ausmachen und welche nur dann in der Gesellschaft herrschen können, wenn sie in der Familie zu Hause sind und früh den Kindern eingeprägt werden. Zugleich aber sind jene Höflichkeitsformen, weit entfernt die Gemüthlichkeit zu fördern, die besten Beförderer derselben, wie ihr Mangel, das Schmeicheln in Erziehung und Benehmen, alles wahre Familienleben untergräbt.

Daß man dann aber beim Scheine der Lampe das Diner (ein deutsches Wort würde herr Stephan wohl freundschaftlich dafür liefern) eingenommen, von einer angenehmen Unterhaltung gewürzt, hat der Hausherr danach in ungehöriger Ruhe seine Cigarette über seinen Zeitung und seiner Tasse Kaffee ruhen darf, so sind beide weit weniger genügt, das trauie Heim noch zu verlassen, als wenn dies vor dem Abendbrot geschieht. Der Geschäftsmann hat seine Freunde bei dem zweiten Frühstück gesehen (für „Lunchroom“ müßten wir uns auch ein neues Wort zulegen!) die Gasthäuser und Restaurants sind weit weniger lodend, wenn der Magen befriedigt ist; die Hausfrau aber bleibt schon von selbst zu Hause, wenn der Mann „da“ ist; für ein richtiges Damenfranzösisch ist es ja ohnehin zu spät geworden!

Und hiermit komme ich auf die dritte Wirkung, die unbestreitbarste und vielleicht wichtigste, welche das späte Essen ausübt, nämlich die auf die Geselligkeit. Diese würde durch die fraaliche Veränderung gänzlich ungeschaltet und, darf ich sagen, unendlich verbessert werden.

Vor allen Dingen würde die Bemerkung außerordentlich vereinfacht. Man hat um sechs Uhr dinirt — selbstverständlich kann man um acht Uhr kein Souper einnehmen. Ein einfaches Büffet, einige leichte Gerichte genügen, und geht man darin auch nicht so weit, wie in den südländchen Ländern, wo oft nichts als Limonade oder Eis gereicht wird, so lassen sich doch mit den Kosten einer jetzigen „Abtitterung“ ein halbes Dutzend Abendgesellschaften von jener Sorte befreeten. Auf diese Weise also würde einer Menge Familien, die jetzt entweder auf einen ausgedehnteren geselligen Verkehr verzichten, oder für jede hauchgemähe Gesellschaft, die sie geben, vier Wochen darben müssen, die Gelegenheit geboten, ihren geselligen Neigungen zu genügen, ohne ihr Budget zu überschreiten, oder sich dem Tadel auszusetzen, daß man von A's immer hungrig nach B's komme.

Tritt aber so das Element des Gh und Theatralischen in den Hintergrund, so würde das ästhetische Element dadurch unendlich gewinnen. Die Hausfrau wird von der Sorge befreit, daß, in Folge der Verpätung einiger Gäste, die Fische sich in Fricassee aufgelöst haben, oder der Beuten in Rembrandtschem Kolorit auf den Tisch kommt; sie braucht auch nicht den ganzen Abend schon nur daran zu denken, ob jeder Gast versorgt ist, und man ihr Souper eben so gut findet, wie das neuliche bei A... oder B... das Klappern der Teller und Schüsseln, das Ein- und Ausgehen der bedienenden Geister (die meistens gar keine geistreiche Geräuschlosigkeit besitzen) unterbricht nicht fortwährend die Unterhaltung, welche im Gegensatz mit allen ihren musikalischen und defamatorischen Hinfstrapsen das Hauptziel wie das Hauptinteresse des Abends bildet. Das arrangirt es sich dann leicht, daß eine jede Familie, die einen größeren Umkreis besitzt, ihrem „jour fixe“, oder „offenen Abend“ einrichtet; auch wird man viel leichter eingeladen zu Freunden hingehen, wenn man keine Ansprüche auf ein Abend-



drot macht. Unsere jetzt oft so unnatürliche Geselligkeit, — unnatürlich, weil die Geselligkeit nicht mehr die erweiterte Familie darstellt, und der dabei entsfaltete Aufwand häufig in gar keinem Verhältnis zu dem gewöhnlichen Leben der Familie steht, — diese Geselligkeit würde wieder in ihr den ursprünglichen Charakter der Gastfreundschaft zu nehmen, wo jeder Gast als Freund betrachtet wird, statt daß man jetzt die Freunde zu Gast ladet.

Natürlich ist aber letzteres nicht ausgeschlossen. Will man durchaus ein Gastmahl geben, so bietet das Diner die beste Gelegenheit dazu, das man dann um eine Stunde später legen kann. Jedenfalls ist ein solches Mahl weit angenehmer, als die Mittagsgeselligkeit, die mit ihrem allen Illusionen feindlichen Charakter, ihren Abendtolletten mitten am Tage, ihren, durch keinen nächsten Schleier bedeckten weniger geübten Gesichtern mit immer entsetzlich profanisch und unnatürlich vorgekommen sind. Daß nach einem solchen 2 Uhr's Diner der Rest des Tages für uns verloren ist und wir für die übrige Welt ungeschicklich sind, versteht sich von selbst.

Der größte Gewinn der durch das späte Essen reformirten Geselligkeit aber würde sein, daß sie beide Geschlechter verbände. Außer in den großen Städten Norddeutschlands sind bei uns Männer und Frauen durch die Geselligkeit mehr getrennt, als vereinigt. Die Herren haben ihre Kasino's, ihre Wein- und Rauchstuben, ihre Soupers und Spielgesellschaften, die Damen ihre Kaffee- und Theekränzchen. Die ungünstig dieser Umstand auf beide Theile wirkt, das liegt auf der Hand und zeigt sich alle Tage. Die Männer ungenirt unter sich, werden nachlässig in ihren Manieren, ihren Reden; die Frauen, des geistig lebenden männlichen Elementes bei ihren Zusammenkünften beraubt, benehmen sich in ihren Unterhaltungen vorzugsweise in dem engen Rahmen ihrer Interessen, d. h. in Haushaltungs-, Diensthöfen- und Tollettenfragen. Wasden streifende Frauen eine Ausnahme davon und bringen andere Thematika zur Sprache, oder vereinigen sie sich gar zu einer mehr geistig angeregten Geselligkeit, so werden sie von dem männlichen mit von ihrem eigenen Geschlechte als „Mausfräulein“ figurirt, und keugeln läßt sich nicht, daß ein nur aus Frauen zusammengesetzter geselliger Kreis allerdings leicht einer gewissen Einseitigkeit verfällt. Kommen dann aber beide Geschlechter in Gesellschaften zusammen, so sind die Männer unbeholfen, glauben mit den jungen Damen nur „Züßigst rasch in“ zu dürfen und halten die älteren, wenn sie sie nicht kennen, für langweilig; die Frauen ihrerseits, wenig an solche Geselligkeit gewöhnt, zeigen sich unnatürlich, glauben etwas vorstellen zu müssen, was sie nicht sind, und werden dadurch in der That unliebenswürdig. Nur ein häufiger, einfacher und natürlicher geselliger Verkehr gibt beiden Theilen Gelegenheit sich wirklich kennen zu lernen, und damit fällt die Eitelheit und Unmännlichkeit von der einen, die Affektation von der andern Seite von selbst fort. Daß eine solche nähere Bekanntschaft auch den höchsten Reiz verliere würde, den das Ferne, selten Geschaute ausübt, daß die jungen Leute dann ein richtiges Urtheil über einander erlangen würden, als das jetzt in der geselligen Atmosphäre des Ballsaals möglich ist; daß Männer und Frauen dann, statt Abrosen anzuheften, wirklich Theil nehmen würden an ihren gegenseitigen Interessen, und die beiderseitige Bildung auf diese Weise wesentlich gefördert würde, — das bedarf wohl keines Beweises.

Eine solche gemeinamte Geselligkeit aber würde das natürliche Kennzeichen des späten Essens sein. Was die meisten Familien jetzt davon abhält, gemischte Gesellschaften zu geben, ist nicht etwa eine Abneigung der Frauen gegen das stärkere Geschlecht, und ebenso wenig — wollen wir hoffen — eine Abneigung der Männer gegen das „ewig Weibliche“, sondern ganz einfach der Kostenpunkt. Man hält sich bei einer gemischten Gesellschaft für verpflichtet, ein mehr oder minder luxuriöses warmes Abendbrot zu geben, fällt diese Verpflichtung fort, so werden jene Gesellschaften, hat wie jetzt die Ausnahme zu sein, die herrschende Regel werden. Eine Sorte getrennter Geselligkeit aber macht das späte Essen — o Wonne! — ganz unmöglich: die Kaffee-Pöten! Dieser Umstand allein sollte genügen, dem späten Diner den Sieg zu verschaffen, denn wie viele Uebel würden damit nicht beseitigt! Unglückliche, den Diensthöfen überlassene Kinder, heimatlose Gatten, die, abends nach Hause kommend, ihre bessere Hälfte nicht finden und oft nur deshalb das Restaurant aufsuchen; unheimlich gemordete gute Aste (es ist merkwürdig, daß solche Morde beim Kaffee häufiger vorkommen sollen, als beim Thee), alles das, von der entsetzlichen Heimerwerbungsungar nicht zu reden, würde mit seinem Urheber, der Kaffeegesellschaft, fallen. Die Frau muß ja um 6 Uhr zum Essen zu Hause sein, hat vorher die Vorbereitungen für dasselbe zu übernehmen, während morgens Zeit für alle Haus- und Handarbeit bleibt, da ist an Nachmittagsgesellschaften nicht zu denken! So wird alle Geselligkeit dann, wie sie sollte, auf den Abend verlegt, — die Zeit, wo man nach der Tagesarbeit sowohl die Reue wie die Verdichtung fühlt, sich zu amüsiren, wo der Geist, nachdem er den Tag über dem persönlichen Interesse, dem Berufe gedient, sich gern und leicht dem allgemeinen Interesse zuwendet. Die einzige Jahreszeit, in der Nachmittagsgesellschaften geeignet erscheinen, ist der Sommer; unsere hübschen Land- und Waldpartien, unsere Nachmittagskonzerte im Freien sollen wahrlich nicht in das Mathema mit eingeschlossen werden; ihnen zu Liebe könnte man ja, wie dies in andern Ländern auch vielfach geschieht, für die Sommermonate die alte Offenszeit beibehalten.

Für das übrige Jahr aber versuche man es mit dem späten Diner.

Einen andern Nebenstand bespricht Frau U. v. C.

Wenn ich während des französischen Krieges die Lazarethe besuchte, schreibt diese Dame, fiel es mir überaus unangenehm auf, daß nicht wenige der Damen, welche dort hielten, in seidenen Kleidern mit Schleißen, reich mit

Schmuck geziert, ihres patriotischen Amtes walteten. Nicht weniger unangenehm berührte es, wenn man damals in Theatern die Frauen der Männer, die in Frankreich gegen die Franzosen kämpften, mit Häubchen à la paysanne geschmückt sah. Wir haben selbst Frankreich niedergeworfen, aber die französische Mode ist noch immer allmächtig. Und wenn wir noch die Trachten der wirklich vornehmen französischen Gesellschaft nachahmten! Statt dessen fügen wir uns aber einer Mode, die in jedem Kaltemomente sowohl, wie in dem Mangel an Kaltemomente, ihren Reiz verliert. Man trage doch nur an bei unsern deutschen Damen, die in Paris leben, ob wirklich vornehme Damen dort die Moden tragen, welche zu uns als „Pariser Moden“ kommen und nicht vielmehr, wenn sie sich auf den Straßen zeigen, was überhaupt selten geschieht — in der schlichtesten einfachsten Toilette erscheinen, während auch die arbeitende Französin nie mit der Schleppe auf der Straße erdient, sondern in kurzen Kleidern, die ihr gestatten, raschen Schrittes auf herrlichen kleinen Füßen lauter über den Straßenraum hinwegzutreten.

Aber weder die Dame des Faubourg St. Germain noch Modemodelle Schritte geht uns etwas an — wir haben Geschmack und Gefühl genug, um uns ohne ihr Vorbild zu kleiden. In unsern praktischen Zeitalter kränken wir einen Gesellschafts- und einen Strobenanzug, oder eigentlich zwei Strobenanzüge, denn wir gehen nicht nur spazieren, wir gehen auch auf den Markt, wäsend die Reihen der Fischweiber, der Gemüseverkäuferinnen etc. — und wir brauchen endlich noch einen Hausanzug. — Der Anzug soll kleiden, soll die Gestalt vortheilhaft hervorheben oder die etwaigen Mängel derselben verdecken, er soll uns in unserer Beschäftigung nicht hindern und also derselben angepasst sein; er soll sich durch edle Einfachheit in der Wahl der Farben und in deren Zusammenstellung auszeichnen, und aller in die Augen fallende nutzlose Tand soll veront sein. Unter diesen sollte ich das doppelte Kleid, weil es zur Folge hat, daß man statt 12 Meter Stoff, 18 bis 20 und mehr kaufen, verschneiden, nähen und verbräuen muß; ferner den Hut, der weder vor der Sonne schützt, noch die Ohren warm hält; sodann die Schleppe, welche die Stuben und die Straßen feigt und den Staub aufwirbelt, und endlich die Haare, die man sich kauft, weil man mit den eigenen Haaren die hohen Thürme oder die langen Bentele und die dicken Röpfe nicht theilen kann. — „Nicht nur das“, sagte mir einst ein geistreuer Freund, „auch die schöne kunstliche Stirn verdammen sie in die mongolische, indem sie sich die Haare ins Gesicht kämmen.“

Dann würden sich ja gewiß viele von den Pariser Moden emanzipiren, und wir könnten hoffen, sie allmählich ganz las zu werden, wenn dieses Streben nicht auf praktische Empirialisten stieße, deren Lösung in erster Reihe Sache der deutschen Kaufleute ist. Ich kann gerade in diesem Punkte einige Erfahrungen gemacht. Wir sagten bei einer Besprechung dieser Angelegenheit Fremdbinnen, die es an deutschem Patriotismus mit jeder Ausnahme konnten: „Was sollen wir thun?“ — Schreiben wir für einen oder zwei Sar Porto nach Frankreich, so bekommen wir so viel und was wir wollen umgehend ins Haus geschickt und zwar zu weit billigeren Preisen, aber in nicht schlechterer Qualität wie hier bei uns. Wollen wir nun aus deutschem Patriotismus in Berlin kaufen, was wir hier in Potsdam nicht finden, so müssen wir die Eisenbahnfahrt hin und zurück bezahlen und dort, der großen Entfernungen halber, um Zeit zu gewinnen, noch ein paar Droschken nehmen. Das alles kostet schweres Geld. In Berlin existirt ein großes Geschäft, welches ähnlich, wie die Pariser Geschäfte, seine Kataloge in alle deutsche Gauen versendet. Man freut sich im lieben, so viel schmerzlicheren Deutschland, diese praktische Einrichtung zu finden, man sucht Vertheidigung aus, schreibt darum und bitter die Waare gegen V. smadnahme zu schicken, „Baarer“ und prompter kann man doch nicht zahlen. — Die Antwort kommt: „Man bedauere sehr, das Geschäft habe eine Kommandite an dem Orte, von wo die Bestellung kam, man möge sich an diese wenden.“ Man wendet sich jedoch vergebens an diese, denn man findet in derselben das Gemüthliche ohne Post und Besitze nicht. Man findet überhaupt auch nicht annähernd, was im Katalog versprochen wird und bezaugt namentlich höheren Preisen. — Man ärgert sich daher über das große Geschäft in Berlin und über die verlorene Zeit, — schreibt nach Paris und bekommt in wenig Tagen das Gemüthliche ohne Post, nachnahme, und schickt das Geld dafür, wann es einem beliebt. So kommt es, daß unser gutes deutsches Geld nach Frankreich wandert. Das hindert nun die deutschen Kaufleute, diese praktische Mode den Franzosen nachzuahmen! Sie könnten ja, wenn wirklich die baare Bezahlung die Hauptbedingung der niedrigeren Preise ist, ihren Kundinnen, falls die Zahlung nicht sofort erfolgt, einen Aufschlag von 10 und 10 viel Prozent abverlangen und denselben bei Ueberfretung des Termins erhöhen. Ich darf es wohl mit Bestimmtheit aussprechen, und meine Landsmänninnen werden mir darin Recht geben, daß wir lieber in Deutschland wie in Frankreich kaufen würden, wenn das Einlaufen hier in gleicher Weise erleichtert wäre. Aber auch die Qualität der Waare ist in Frankreich vielfach eine bessere als bei uns. Ich ließ mir einmal aus Paris die so fabelhaft billigen Taschentücher mit buntem Rand kommen, und sie erwiesen sich zu meinem Erstaunen als vollkommen echt in der Farbe. Ich machte darauf in meinem lieben Vaterlande den gleichen Versuch und sie hielten nicht eine einzige Wäsche aus. Warum sind nun die französischen Tücher echt und die deutschen nicht? — Für diejenigen deutschen Kaufleute, welchen diese meine Worte nicht gefallen sollten, kann ich noch hinzufügen, daß bei weitem die meisten deutschen Kaufleute als die größte Anpreisung ihrer Waare stets wiederholen: „Dies ist eine ganz vorzügliche Waare, es ist französisches Fabrikat!“ Mein deutsches Gefühl hat sich gegen diese Dinge oft empört, aber ich will offen bekennen, daß ich trotz meines warmen Gefühles für mein deutsches Vaterland lieber ein wackriges französisches als ein unechtes deutsches Tuch kaufte.





In neuer, vierter Auflage liegt vor eines der schönsten und edelsten Bücher für die Kinderwelt, Preis 4 Mark schön gebunden.

Robert Reinick's  
Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.



Gesammelte Dichtungen  
Reinick's  
für die Jugend,  
zum erstenmal herausgegeben.  
Mit etwa 150 Bildern.  
Vierte Auflage.  
Elegant gebunden 4 Mark.

Deutscher Rath.

(Als Probe aus dem Werke.)

Vor Allem Eins, mein Kind: Sei treu und wahr,  
Läß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!  
Von Alters her im deutschen Volke war  
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind so denke d'ran.  
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.  
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,  
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh und deutle nicht;  
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,  
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,  
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich an's Herz heran,  
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach,  
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,  
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

Dann wach' und kämpf, es ist ein Feind bereit:  
Die Lüg' in dir, sie drohte dir Gefahr.  
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,  
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Probe aus Reinick's Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.